M xx1
18/m

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b28769697

Zwo Abhandlungen
von
Viehseuchen
und deren
Vorbeugungs- und Heilungsmitteln.

Als ein besonderer nützlicher
Anhang
zum
dritten Bande der Landwirthschaft Böhmens.

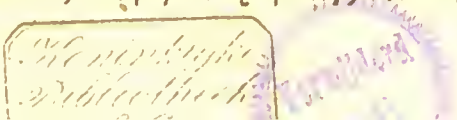
Nach bewährten Grundsätzen erfahrner Aerzte, zur Belehrung aller Landwirthe und zum Besten aller Staaten Europens herausgegeben

von

Johann Mehler,
Fürstl. Kolloredo-Mansfeldischem Rathe.

Nunquam satis cavemus, dum cavemus,
Tutius arcetur, quam post expellitur hostis.

Prag und Dresden, 1798.
In der Waltherischen Hofbuchhandlung.



WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Erste Abhandlung.

Gutachten

Ueber die Rindviehseuche oder das häufige Sterben des Rindviehes, welches Herr von Madaj, Doctor Medicinae zu Halle im Magdeburgischen, königl. Preußischer Hofrath, dem Könige von Preußen 1764 übergeben hat.

Erster Absatz.

Geschichte der Viehseuche.

§. 1.

Ist etwas schwer zu ergründen, so sind es gewiß die Ursachen des seit vielen Jahren in Europa häufig erfolgten Viehsterbens. Sollten nun auch bey dieser Noth uns gewisse Umstände verborgen geblieben seyn, die uns an der Einsicht der mit Zuverlässigkeit zu bestimmenden Ursachen gehindert, so dürfen wir desfalls den Muth nicht sinken lassen, sondern müssen uns bemühen, durch Beybringung hin und wieder gesammleter ächter Wahrnehmungen der Wahrheit immer näher zu treten, um zum Grunde derselben gelangen zu können.

§. 2.

Meine gegenwärtige Absicht ist demnach dahin gerichtet, bey Ergründung der allgemeinen Ursachen des Viehsterbens, theils den Verlauf

der Krankheit, nach gemachter genauer Beobachtung, historisch mitzutheilen; theils aber zugleich dasjenige beyzufügen, was bey Eröffnung des gefallenen Viehes bemerkt worden, und auch, nach geschehener Untersuchung die Ursachen zu prüfen: ob und in wieferne man dagegen sowohl curative, heilungs- als praeservative, vorbeugungsweise, etwas ausrichten könne?

§. 3.

In Absicht historischer Erzählung von dem Verlaufe der unter dem Rindviehe häufig grassirenden Krankheiten, finden wir, wenn wir in die allerältesten Zeiten zurückgehen, nicht geringe Spuren davon. Das alte Testament bezeuget, wie das Viehsterben mit Recht unter die Egyptischen Plagen gezählet worden; da bekannt, daß auf göttlichen Befehl, nach dem 2ten Buche Mose, dessen 9ten Kapitel und daselbst befindlichen 3ten Verse; hiernächst auch dem damit übereinstimmenden 52sten Verse des 78sten Psalms durch Mose dem Könige der Egyptier, Pharao gedrohet worden: daß die Hand des Herrn über sein Vieh auf dem Felde, über Pferde, über Esel und Kameele, über Ochsen und Schafe kommen würde, mit einer fast schweren Pestilenz; hingegen der Israeliter Vieh sollte verschont bleiben, wie denn auch alles dieses unter noch andern Plagen, wegen des verstockten Herzens des Pharao, ganz Egyptenland, nach Bekräftigung der folgenden Verse im angezeigten Kapitel betroffen; und wie sollte dieses uralte Zeugniß nicht auch bey der in gegenwärtiger Zeit mannichfaltig eingebrochenen Noth uns auf gleiche ernstliche Gedanken führen können, da wir bey derselben eben nichts neues unter der Sonne verspüren.

§. 4.

§. 4.

1.) Die alten Römer, ob sie zwar auf eine ganz unrechte Erkenntniß ihren Gottesdienst verrichteten, und bey dergleichen eingebrochener Noth die erzürnten Götter zu besänftigen suchten, bedienten sich dabey verschiedener Ceremonien und Gebräuche, die Versöhnung wieder herzustellen.

2.) Livius gedenkt in seinem 3ten Buche: Grave tempus, et forte annus pestilens erat urbi agrisque, nec hominibus magis, quam pecori: inopsque senatus auxilii humani ad Deos populum, et vota convertit; und in dem 5ten Buche: Tristem hiemem sive ex intemperie coeli raptim mutatione in contrarium facta, sive alia qua de caussa gravis pestilensque omnibus animalibus aestas excepit. Cujus insanabili pernicie quando nec caussa nec finis inveniebatur, libri Sybillini ex S. C. aditi sunt. Duumviri sacris faciundis lectisternio tunc primum in urbe Roma facto, per dies octo Apollinem, Latonamque, et Dianam, Herculem, Mercurium atque Neptunum, tribus, quam amplissime tum apparari poterat, stratis lectis placavere.

3.) Vorzüglich ist aber bey dem Livio merkwürdig: daß die unter dem Vieh wüthende Seuche, als sie sich geendiget, nachgehends selbst die Menschen angegriffen. Zu dieser allgemeinen Plage ist auch diejenige noch zu rechnen, die unter der Regierung des Romuli die Römer betroffen; wie solches Plutarchus in dem Leben des Romulus beschrieben; anderer zu geschweigen, deren Columella de re rustica Lib. VI. mit mehrerm Erwähnung gethan.

§. 5.

In den folgenden Jahrhunderten sind hin und wieder Denkmäler von mehreren dergleichen aufge-

zeichnet worden. Keines aber ist merkwürdiger, als dasjenige, so sich unter der Regierung Caroli Magni ereignet, davon die Annales Fuldenses zeugen: Tanta fuit in ea expeditione boum pestilentia, ut pene nullus tanto exercitui superesset, quin omnes usque ad unum interirent; et non solum ibi, sed etiam per omnes Imperatori subjectas provincias, illius generis animalium mortalitas immanissime grassata est.

§. 6.

1.) Wenn man nun dasjenige Viehsterben, so sich in gegenwärtigem Jahrhunderte ereignet, bedenkt, so will Ramazzinus Diss. de Cont. Epid. behaupten, daß 1711 bey der damaligen größten Hitze in Padua eine Seuche durch einen aus Ungarn gekommenen Ochsen mitgebracht worden seyn solle.

2.) Sie hatte damals in Italien so weit um sich gegriffen, daß, nach der Aussage des berühmten Leibarztes Innocentii et Clementis XI. Joh. Mariae Lancisii Diss. de bovilla peste, Part. I. c. 1. nach und nach das Hornvieh in der Venetianischen Herrschaft, darauf in den Mayländischen Gränzen bis an die nächst an Ferrara anstoßenden Gegenden, und endlich das ganze Neapolitanische Reich inficiret worden.

§. 7.

1.) Selbige hat mit dem, besonders seit dem Jahre 1757 in Deutschland grassirenden Viehsterben zwar einige Verwandtschaft; war aber noch weit giftiger, und wurde daher von dem angeführten berühmten Lancisio für eine wahre Pest angesehen, weil sie, seiner Aussage nach, alle deren Eigenschaften an sich haben sollte; denn er observirte ein tödtliches Fieber, wie selbiges von Hippocrate Lib. de flat. pestis genannt wird.

2.) Ob

2.) Ob nun hiernächst zwar nach den Wahrnehmungen gedachten Lancisii l. c. P. III. cap. 2. keine Blattern, Flecke, Pestbeulen und Blasen, wegen des dicken haarigen Felles, äußerlich zu verspühren gewesen, so fanden sich damals doch sowohl Flecke, als Blattern und Geschwüre an demjenigen Orte, wo die Haut zart ist, als im Munde und Rachen des Hornviehes, häufig ein.

3.) Das meiste Vieh starb zu der Zeit größtentheils in den ersten sieben Tagen; die aber die Krankheit überstanden, bekamen einen Auswurf durch einen an äußerlichen Theilen formirten Abscess.

§. 8.

1.) **Die Zufälle, womit zu der Zeit diese epidemische Krankheit sich geäussert, bestand in folgenden:** Nach Beschaffenheit des Viehes, davon sich auch in einerley Geschlechte ein sehr merklicher Unterschied zeiget, pflegten einige anfänglich stark zu brüllen und flüchtig zu werden; andere ließen den Kopf sinken und röchelten; es floß aus ihren Augen, Munde und Nasenlöchern viele Feuchtigkeit. An diesen Theilen und an den Wurzeln der Hörner zeigten sich zuweilen Würmer. Das Fieber entstand mit einem Zittern über den ganzen Leib; darauf pflegten sie sich zu legen und fiengen an stark zu trinken.

2.) Nachdem sich der Durst geleget, verlor sich zugleich das Fressen und Wiederkäuen. Im Munde und Rachen verspürte man viele Hitzblattern und Geschwüre; das Vieh hustete und keuchte.

3.) Es erfolgte nach Abgang einer faulen Mistung endlich ein blutiger Stuhlgang, unter welchen Zufällen die meisten umfielen.

4.) Dasjenige Vieh, welches den siebenten Tag überstand, besserte sich größtentheils, härte sich und bekam theils am Unterleibe, theils an den Vorderfüssen, Halse und Hinterkeulen große Eiterbeulen.

§. 9.

1.) Als man damals das umgefallene Vieh durch das Aufhauen untersuchen ließ, so hat man innerlich verschiedene Veränderungen angetroffen. Auser denen im Munde und Rachen wahrgenommenen Geschwüren waren im Schlunde, und besonders im dritten Magen oder Omaso, desgleichen in der Lunge die Entzündung nebst dem Brande, auch an Leber, Milz und Därmen hin und wieder Brandflecken, deutlich zu erkennen. Das Herz war welk, das Fleisch wie gekocht und das Gehirn ausserordentlich weich.

2.) Unter andern traf man bey einigen Stücken, welche am dritten Tage umfielen, nach des Lancisii Wahrnehmung, einen geballten Klumpen im Omaso an. Diesen beschreibt er als eine verhärtete Heumasse, wie dergleichen Plinius: Juvencarum toplium genannt, und schreibt dessen Ursprung und Bildung den auf der Zunge abgegangenen und abgeschabten Haaren zu, die vermittelst des Speichelsaftes durch die peristaltische Bewegung gedachten dritten Magens in eine solche Form wären gebracht worden.

3.) Uebrigens merket derselbe in Absicht der flüssigen Theile an, daß sie theils in Fäulniß übergegangen, theils aber von verschiedener Farbe und Consistenz gewesen wären.

§. 10.

Ob nun zwar Lancisius alle dergleichen nach dem Tode sich ereignende Veränderungen für betrüglich hält, da nicht zu läugnen, daß die mehresten davon

als

als Wirkungen des Todes anzusehen und verschiedene Stockungen und Corruptionen in den Eingeweiden auf die letzt zu erfolgen pflegen, auch sich darüber am angeführten Orte in seinen Operibus, so zu Genf 1718 herausgekommen, folgendermaßen ausdrückt: Infida omnino sunt indicia, quae fiunt ex observationibus cadaverum illorum, qui acuto malignoque morbo decedunt: multa enim viscеribus detrimenta, quae principio aberant, tum ante, tum post mortem ab inquinatis liquidis, hic illic subsistentibus, afferuntur: so müssen wir doch dadurch desto eher auf diejenigen Ursachen folgern lernen, welche im Stande sind, in so kurzem Verlauf eine solche fast allgemeine Destruktion in festen, und eine Fäulniß in flüssigen Theilen zuwege zu bringen, die sowohl bey annoch lebendigen durch faulende Dünste die Luft verunreinigen, als auch noch gesunde Körper anstecken kann.

§. 11.

Was nach der Zeit, und besonders im J. 1746 zu Havelberg in Absicht einer sich daselbst geäusserten epidemischen Viehkrankheit ereignet, davon hat der Herr Geheimderath Cothenius eine vollständige gelehrte Ausarbeitung dem Appendici des IX. Voluminis Actorum physico-medicorum Acad. Caesar. Leopoldo-Carolinae Nat. Curios. beygefüget. Die daselbst gründlich deducirte Krankheit hat nach allen Wahrnehmungen mehr in einer Lungensucht bestanden, die aus allgemeinen Ursachen, theils schneller Veränderung heisser und kalter Witterung, theils damaligen häufigen Ueberschwemmungen, so Gelegenheit gegeben, daß sich das Vieh faul gefressen, entstanden, und daß daher die verspürte Viehkrankheit, ausser was sich im Mansfeldischen Distrikt ereignet, aus einer Entzündung und Catharralfieber

zusammengesetzt bestanden, mithin sowohl von voriger, als derjenigen, die bisher in Deutschland häufig gewüthet, unterschieden gewesen ist.

§. 12.

Um nun auf diese zu kommen, so ist sowohl Ao. 1752, als auch noch im vorigen Jahre bey dem sowohl allhier, als auch an sehr vielen umliegenden Oertern weit und breit sich ereigneten Viehsterben folgendes bemerket worden:

1. Acht Tage vor ausgebrochener Krankheit fieng das Vieh an bereits stark zu trinken, die Milch nahm täglich ab, und als sie sich endlich ganz verloren, so fraß weder das Vieh, noch käuete es wieder; sondern ließ die Köpfe hängen, zitterte am ganzen Leibe, die Augen wurden trübe, und es floß eine große Menge Feuchtigkeit aus dem Munde, Nasenlöchern und Augen. Auf die letzt erfolgte nach vorgegangenem beständigen Zwang und fauler Mistung, ein blutiger Durchfall.

2. Dasjenige Vieh, so den siebenten und neunten Tag überstanden, kam größtentheils davon, ließ die Haare fallen, fieng an schuppig und gleichsam räudig zu werden, und bey einigen setzten sich an den Füssen und Unterleibe hin und wieder Beulen, aus welchen bey gemachter Oeffnung eine faule Materie herausfloß.

§. 13.

Noch weitläuftiger und in gewisser Ordnung der Zufälle, nach welcher sich diese Krankheit eingestellet, hat der Doktor Kunst, Landphysikus zu Zeitz, selbige sorgfältig aufgezeichnet, und sehr gründlich abge-

gefasset, weil aber der mehreste Theil, vom Geheimen Rath Cothenius am vorzüglichsten, schon bekannt gemacht worden, so habe ich unter andern das hauptsächlichste hier aufgesetzt:

1. „Ich habe sowohl in Zitzsendorf vor 7 Jahren, als auch in diesem Jahre zu Osig, Zangenberg, Kulten und andern Orten bey Zwickau observiret, daß eine gewisse Ordnung bey dieser Krankheit sey, welche ich hierbey mitzutheilen aus patriotischer Gesinnung nicht unterlassen kann."

2. „Es werden nämlich in den 3 ersten Tagen, ehe die Krankheit recht angehet, dem Rindviehe alle Zähne locker und wackelnd, welcher Zufall, wenn es saures Futter gefressen, sich sonsten auch äussert, daher die Hauswirthe sich daraus nichts machen, weil das Rind immer noch dabey frißt."

3. „Sodann höret es auf einmal auf zu fressen und zu saufen, hängt die Köpfe, wird kalt über den ganzen Leib, frieret und zittert, thut dabey sehr krank, legt sich nieder und stallet nicht, giebt keine Milch und verseiget."

4. „Aus dem Munde gehet bey den meisten ein stinkender Schleim; bey einigen ereignen sich auch andere Zufälle, in welchem Zustande es wiederum 3 Tage bleibt; da denn am vierten oder vielmehr am siebenten Tage, vom Anfange der Krankheit, da die Zähne locker und wackelnd geworden, an gerechnet, ein Durchfall oder Dyssenterie erfolget, wobey das meiste Vieh in diesen Tagen, wenigstens am achten und neunten stirbt, und wird vor dem Sterben an einigen Stücken eine Röthe in den Augen vermerkt, worauf es aber mehrentheils bald aus ist."

5. „Das-

5. „Dasjenige wenige, so den zehnten Tag überlebt, übersteht gemeiniglich die Dyssenterie, fängt sachte wieder zu fressen und sich zu erholen an, welches vom zehnten bis zum zwölften Tage geschieht."

6. „Endlich bekommen diejenigen, so die Krankheit überstanden und sich nunmehro besser befinden, einen Ausschlag über den ganzen Leib, die Haare gehen aus, und das Rindvieh bekömmt hierauf gleichsam eine neue Haut und neue Haare: gleichwie in den bisherigen Feldzügen vielfältig angemerkt worden, daß von denjenigen Personen, so dyssenteriam castrensem, et febres putridas überstanden, viele einen sehr starken krätzigen Ausschlag bekommen haben."

§. 14.

Als zu Osig von gemeldetem Viehe 5 Stücke und in Zangenberg ein Stück aufgehauen worden, so ist zwar alles von fast gleicher Beschaffenheit gewesen, indessen hat gedachter Herr Doktor und Landphysikus nachstehendes dabey angemerkt:

1. „In dem ersten Magen (dem Wanste, Ventre) in welchem das Futter nach dem Fressen sich ansammlet, ließ sich die inwendige Haut ganz leicht separiren und ablösen, gleichsam als wann selbige wie von einem Corrosiv berühret, oder mit heissem Wasser gebrühet und begossen worden wäre, ohne daß man an dem übrigen Wanste eine Inflammation wahrnehmen konnte. Das darinnen befindliche Futter war übelriechend, und gänzlich der Putrescenz nahe. In dem andern Magen, Reticulo, war einiges dünnes Futter mit einer übelriechenden Gauche befindlich."

2. A. „In dem dritten Magen (Buch, Psalter, Tausendfach, Mannichfalt genannt) Omaso, war das

das Futter ganz vertrocknet, so daß man es zu Pulver reiben konnte, und dergestalt damit angefüllet, daß er davon hätte zerplatzen mögen."

B. „Die Falten dieses Magens waren da und dort inflammirt, wie denn auch die tunica villosa sich ganz leicht separiren und ablösen ließ."

3. „Im Februario 1753 habe ich bey dem Rindviehsterben in Zitzsendorf wahrgenommen, daß eine grau und schwärzliche Materie, wie Pech, sich an die Falten angeleget, welche solche dermassen aufgefressen, daß sie theils so dünne, als wie Papier, theils ganz zernagt und durchgefressen, theils auch gangränös inflammiret und sphacelös waren, und rothe, graue und schwärzliche Striemen und Flecken hatten."

4. A. „In dem vierten Magen, Abomaso, wurde eine schwarzgrünlichte und gallichte Materie angetroffen, und war solcher durch und durch inflammiret."

B. „In diesem Magen macht der Gallengang (Ductus Choledochus) seine Oeffnung, welcher von der, aus dem Omaso herdringenden scharfen Materie, und der daher entstandenen Inflammation verschlossen wird, dahero bey dieser Krankheit die Gallenblase mehrentheils groß befunden worden; massen die durch gedachten Ductum choledochum nicht herauskommende Galle zurücktreten, die Gallenblase ausdehnen, sodann in die Leber ein und ins Geblüte dringen, und, wie bey der Gelbsucht, den ganzen Leib gelb färben muß; wie denn auch das Fleisch bey vielen Stücken ganz gelb aussieht; welches aber bey denen in Zangenberg und Osig nicht befunden worden, sondern es sahe solches so schön, als von geschlachtetem Viehe aus."

5. „Das

5. „Das Intestinum Ileon, oder Gedärme, war bey allen theils mehr, theils weniger inflammirt. Sonst wurde weder im Rachen, noch an der Zunge, noch sonsten an einem andern Theile des Körpers etwas widernatürliches befunden."

§. 15.

Fast eben dergleichen fand man auch bey dem in hiesigen Gegenden umgefallenen Vieh, als wovon §. 9. 14. einige Anzeige geschehen, da nämlich selbiges sehr aufgelaufen, das Fleisch wie gekocht, der Wanst etwas entzündet, das Tausendfach ganz sphacelös und voller Futter, die kleinen und großen Därme, nebst dem Gekröse und der Tracht entzündet, die Urin- und Gallenblase mit ihren in sich habenden Feuchtigkeiten sehr aufgetrieben, die Leber und Milz bey einigen natürlich, bey andern hingegen inflammirt, die Lunge an einigen Zippeln entzünder, das Herz welk, von Blut entlediget, und hiernächst der Schlund ebenfalls inflammirt, die Zunge wie gekocht, und die Adern des Gehirns sehr angelaufen und vom Blut stark angefüllt gewesen.

Zweyter Absatz.

Untersuchung der Ursachen des Viehsterbens.

§. 16.

Nachdem bisher die Geschichte der unter dem Viehe zu verschiedenen Zeiten sich geäusserten epidemischen Krankheit, und in Absicht dessen, sowohl der ganze Verlauf, als auch, was man nach dem Tode wahrnehmen können, mitgetheilet worden; so komme ich jezt auf die Untersuchung der Ursachen des bisherigen Rindviehsterbens. Hiebey

bey ist billig in Erwägung zu ziehen, daß die mehresten Länder in Europa, nicht nur zu den ältesten Zeiten und in den vorigen Jahrhunderten, sondern auch vom Anfange dieses Seculi bis auf gegenwärtigen Tag (§. 1—7.) mit solcher Krankheit des Hornviehes heimgesucht worden sind, und alle sowohl schriftliche als gedruckte Relationes durchgehends darinn übereingekommen, daß nach denen §. 7, 8, 12, 13. bey dem kranken Vieh sehr ähnliche Zufälle, und nach Anleitung derer §. 10, 12, 14, 15. nach dem Verrecken, bey dem Aufhauen die Viscera und besonders auch die Intestina, guten Theils inflammiret, arrodiret, auch wohl schon sphaceliret befunden worden.

§. 17.

1. Aus dieser Veritate facti läßt sich füglich schliessen, daß blos eine grobe, materielle Ursache vor sich nicht im Stande sey, dergleichen scharfe, subtile und schädliche Materie zu generiren, durch welche so schleunige Corruptiones verursachet werden können. Communes enim effectus communem supponunt causam. Daher ist nicht zu zweifeln, daß das Hornviehsterben von einer subtilen und dabey korrosivischen Materie dependiren müsse.

2. A. In wie ferne aber selbige auf eine gewisse Art unmittelbar ex atmosphæra herzuleiten, oder mittelbar durch die Infektion propagiret werde, stehet annoch zu untersuchen. Indem ich aber dieses unternehme, so geschieht es mit nöthiger Einschränkung: denn

B. da man selbst nach ausgestellten Relationibus und darauf gebauten hohen Policeyverordnungen gleichsam ein allgemeines Miasma pestilentiale, und dadurch die vergiftete Luft zur allgemeinen Ursache ange-

angegeben, welches nach seiner sehr flüchtigen alkalischen Art, durch Menschen, Vieh, Leder, Pelzwerk, Kleidungen, sollte mitgetheilet und propagiret, von einem Orte zu dem andern und hauptsächlich von einem Vieh von gleicher Art und Geschlecht zu dem andern transferiret worden seyn, alle fleischichte, haarige und häutige Theile infiziret, die Säfte in die geschwindeste faulende Gährung versetzet, und dadurch die schleunigste corruptiones viscerum verursachet, mithin die sogenannte Viehpestilenz zuwege gebracht haben; so ist dieses noch großem Zweifel unterworfen, und giebt Anlaß, alle in der Erfahrung gegründete Umstände etwas genauer zu prüfen.

§. 18.

Hierzu kommen die vom gemeldeten Herrn Landphysiko zu Zeitz gemachten Anmerkungen, da sie nach geschehener Vergleichung mit andern mir gegründet geschienen, sehr zu statten; deswegen auch solche anzuführen um desto nöthiger erachte. Es bestehen aber solche in Folgendem:

1. Dasjenige Rindvieh, so auf hochliegenden Gegenden, Bergen und Anhöhen erhalten wird, und von denselben einzig und allein sein Futter bekommt, verfällt nicht in diese Krankheit, und man wird davon kein Exempel anführen können; da hingegen

2. dasjenige, so auf eben diesen Gegenden erhalten wird, und aus denen Auen sein Futter bekommt, dann und wann mit dieser Krankheit befallen wird.

3. Dasjenige Rindvieh, so in Auen gehalten wird, und von Anhöhen und Bergen einzig und allein sein Futter bekommt, erkranket auch nicht. Die Lage

vieler

vieler Ritter- und Bauergüter bringet diesen Umstand vielmals mit sich.

4. Dasjenige Rindvieh, so von Auen sein Futter genieſſet, bekommt diese tödtliche Krankheit auch nicht, wenn ihm solches zu aller Zeit in Ställen gebrühet gegeben wird; da hingegen

5. dasjenige Vieh in Auen, welchem das Futter trocken, sonderlich im Winter, gegeben wird, in diese Krankheit verfällt und häufig krepiret.

6. Dasjenige Rindvieh in Auen, welches wenig zu freſſen bekommt, und durch dasselbe kaum das Leben erhalten kann, dürre und mager ist, erkrankt nicht leicht, auch wenn schon in diesem Dorfe, worinnen es erhalten wird, die Krankheit sich eingefunden, und vieles Vieh aufgerieben hat; da hingegen

7. alles fette Rindvieh in Auen gewiß umfällt, welches mit Futter etwas schädliches und giftiges eingefreſſen.

8. Alles Rindvieh, sowohl auf Anhöhen und Bergen, als Auen, ausgenommen fett und leibiges Vieh, fällt in diese Krankheit gar nicht, wenn es in Ställen zu aller Zeit gebührendes Futter bekommt.

9. Alle Kälber, welche zu der Zeit noch saugen und Milch genieſſen, wenn die Mutterkühe die Krankheit überkommen und sterben, ob sie gleich in einem Stalle sind, verfallen in diese Krankheit nicht.

10. A. Da hingegen zeiget sich ein Unterschied der Krankheit von der Seuche welche Lancisius beschrieben: Denn er führt im zitirten Buche und dessen vierten Kapitel S. 122 an, daß die Kälber, wenn sie von kranken Mutterkühen die Milch gesogen, gestorben, die Mütter aber davon ge-

kommen wären, und an dem Eyter Geschwüre bekommen hätten.

3. Hierbey gedenkt er, wie das eingesogene giftige Ferment die zarten Theile der Kälber leichtlich destruiret, und wenn es nach dem Eyter vorzüglich aus der Blutmasse abgeleitet worden, vermittelst seiner Schärfe bey der sich im Eyter gesammleten Milch, diese Theile angegriffen, exulceriret, und wie bey denen Pestbeulen sich zusammen gezogen ꝛc.

§. 19.

Da nun Herr Doktor Kunst bey diesen Umständen zum Grunde gesetzt, daß

1. nicht leicht Nebel und Thau auf Anhöhen und Bergen sich niedersetzen, sondern sich nach den Auen ziehen, und darinnen niederfallen;
2. daß das Futter, worauf giftige Nebel und Thaue gefallen, von ganz anderer Beschaffenheit seyn müsse, als auf den Bergen und Anhöhen;
3. daß dieses Rindvieh eben dergleichen genieſſe, wie dasjenige auf den Bergen und Anhöhen;
4. daß durch das Brühen der Gift im Futter diluiret und in seiner Kraft unterbrochen werde;
5. daß hier der durch Thau und Nebel ins Futter gebrachte Gift viel durchdringender und wirksamer sey; und daß
6. der motus ventriculorum peristalticus das wenige Futter geschwinder und hitziger fortschaffen, und die Wirkung eines Giftes dadurch verhindern müsse;
7. daß der Gift die Mägen desto leichter angreife, und desto geschwinder die Bewegung derselben unterbrechen müsse, weil sie beständig voll Futter, und damit gleichsam ausgestopft sind;

8.) daß

8. daß die Kälber, weil sie andere Nahrung und Futter, als die Kühe genieſſen, in die Krankheit gar nicht verfallen; hiernächſt

9. daß kein Exempel vorhanden, daß die vorgegebene flüchtige, ſubtile Materie von tief liegenden Orten, wo dieſe Krankheit gewütet, an gleich daran liegende hohe Oerter, wo das Rindvieh auch von Anhöhen das Futter gehabt hat, weder durch Menſchen und Vieh, noch andere Sachen fortgetragen und daſelbſt angeſteckt worden; auch

10. daß dieſe Krankheit nicht von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf gehe, ſondern nur darinn einzelne Ställe anfalle;

11. daß ſich ſelbige nicht von einem thieriſchen Körper auf den andern transferiren laſſe, welches, wenn dieſes wäre, ſich zeigen müßte, wenn eine von einem ſolchen Rind abgelederte Haut friſch, ſo wie ſie von ſolchem abgenommen worden, auf ein anderes geſundes Stück 2 bis 3 Tage lang geleget wird, auch bey Kälbern, welche bey ihren kranken und ſterbenden Mutterkühen in einem Stalle ſtehen; überdies auch

12. A. daß ſolche Krankheit ſogar Menſchen und einem andern Vieh, welches eine andere Struktur der Mägen hat, gar nicht ſchade; welches ohnmöglich zu verhindern wäre, wenn dieſer flüchtige, ſubtile Gift ſo ſehr eindringend wäre, und würde die Eindringung deſſelben ſo wenig zu verhindern ſeyn, als daß ein flüchtig gemachtes mineraliſches Acidum in allen thieriſchen Körpern, von was Art ſie immer ſeyn mögen, nicht penetriren ſollte:

B. So schliesset er aus allen diesen zusammen genommen, daß die vorgegebene giftige, subtile Materie, als das miasma pestilentiale, nicht die rechte Ursache dieser sogenannten Rindviehseuche sey, sondern das Futter, und ein darinnen durch Nebel und Thau sich niedergesetzter Gift, die wahre Ursache derselben abgebe.

§. 20.

1. Von diesem Gifte urtheilet er, daß selbiger sehr scharf, korrosivisch und saurer Art sey, weil bey Anfange der Krankheit die Zähne locker würden, (§. 13.) denen Hauswirthen aber sattsam bekannt sey, daß das Rindvieh von saurem Futter allezeit lockere Zähne bekäme, desgleichen die inwendige Haut des Wanstes sich leichtlich ablösen liesse, gleichsam als wenn solche von einer korrosiv-sauren Art berühret, und mit heissem Wasser gebrühet worden wäre, ohne daß man an dem übrigen Wanste eine Inflammation wahrnehmen könnte. (§. 14.) Ueberdieses auch

2.) die Falten des dritten Magens theils entzündet, theils ganz zernaget, die innere villöse Haut leicht zu separiren, das Futter aber darinne vertrocknet gewesen; hiernächst auch

3.) die von denselben ausgeflossene und gleichsam mit Gewalt fortgestossene Feuchtigkeit, den vierten Magen ganz entzündet, und die Oeffnung des Gallenganges zusammen gezogen und verschlossen hätte, daß daher, wegen verhinderten Ausflusses, die Galle zurücktreten, dessen Blase ausdehnen und vergrößern, und den ganzen Körper an vielen Orten gelb färben müsse. (§. cit.)

§. 21.

§. 21.

Daß aber dieses saure korrisivische Prinzipium durch den Thau und Nebel in das Futter gebracht werde, beweiset der Herr Doktor aus folgenden Wahrnehmungen:

1. „Im Jahre 1752 sind zu Droswitz dreyen Bauern 13 Stück an dieser Krankheit umgefallen, welche das Kraut von drey an einander liegenden Aeckern, worauf von Nebeln und Thauen etwas gefallen, so das Kraut gelb, grau und schwarzfleckig, desgleichen die Blätter zusammen geschrumpft gemacht hat, gefressen, da doch sonst in diesem großen Dorfe niemanden ein einziges Stück Rindvieh auf diese Weise erkranket und gestorben ist. Dergleichen Observationes wären mehrere beyzubringen."

2. „An den Nebeln observiret ein jeder zu Lande Reisender, daß sie nach und nach die Berge und Anhöhen verlassen, nach den Tiefen und Auen ziehen, und daselbst niederfallen, auch vielmals in den Auen und Tiefen entstehen, und sich auch wieder niedersetzen. Wenn solche einen üblen und stinkenden Geruch an sich haben, so bemerket man, nachdem sie niedergefallen sind, und die Sonne vom Laube, Gras und Kraut die Feuchtigkeit vertrocknet hat, daß solches gelbe, graue und schwärzliche Flecke bekomme, und zusammen geschrumpft sey."

3. „Dieser Niedersatz von Nebeln und Thauen ist den Vegetabilien selbst ein Gift; denn es verletzet ihre Textur und tödtet sie, wie man an den Bäumen siehet, worauf ein Mehlthau gefallen, daß eine Hälfte mit Laub, Früchten und Aesten, in Zeit von 24 Stunden

abstirbt; die andere Hälfte aber, worauf kein Gift gefallen, grün und wachsend bleibt, welches auch an Gras und Kraut geschieht."

§. 22.

1. Aus diesem wird nun von der Wirkung des Giftes von demselben angegeben, daß sie sich anfänglich im Munde der Thiere zeige, indem die Zähne locker und wackelnd gemacht würden (§. 20. 21.), darauf ein korrosivisches Wesen im Wanste, in dem zweyten und hauptsächlich im dritten Magen sich entwickle (§. 14.), den vierten aber gänzlich inflammire, und den Gallengang verstopfe, auch zugleich die Därme mit entzünde.

2. Hierdurch nehme nun das eingefressene und in dem Wanste liegende Futter eine Fäulniß an, und verursache einen üblen und stinkenden Geruch aus dem Rachen;

3. die Schärfe reize die Drüsen zu einem beständigen Ausfluß aus dem Munde; von dem unterbrochenen Umlauf des Blutes durch die leidende Theile entstünden in den andern Visceribus inflammatorische Stockungen.

4. Die Absonderungs- und Auswurfsorganen verlören ihre Verrichtungen, und überhaupt würde die ganze Oeconomia animalis verändert und aufgehoben; der häufig angefüllte korrodirte und inflammirte Omasus, welcher hiedurch alle Bewegung verloren, sey nicht anders anzusehen, als wenn solcher mit einer Schnur durchgezogen und unterbunden wäre.

5. Wann auch über dieses bey einigen Stücken der Rachen entzündet, auch wohl gar ulcerös, hiernächst

nächst die Lunge oder sonst ein anderes Viscus in-
inflammiret wären; so könnten diese Nebenum-
stände mit Wahrheit keinem andern, als dem
mit dem Futter eingefressenen Gifte zugeschrie-
ben werden.

§. 23.

1. Auf diese Art scheinet auch der Herr Doktor der Wahrheit sehr nahe gekommen zu seyn. Nach der allgemeinen Lehre aber von Krankheiten müssen wir mit Recht diejenigen Ursachen, so unmittelbar als mittelbar die Krankheiten zu verursachen pflegen, zu unterscheiden wissen. Jene sind die nächsten, hingegen diese die vorhergehende und entfernte, welche da sie den Körper prädisponiren oder Gelegenheit geben, in ihrem Zusammenhange den Grund zur nächsten Ursache legen.

2. Die nächste materielle Ursache ist also bey angeführter Krankheit ein eben nicht grobes, sondern vielmehr subtiles und dabey korrosivisches Prinzipium, welches nach der angegebenen Eigenschaft (§. 21.) im Stande ist, das Blut und die Säfte schleunigst zu verändern, dadurch sowohl eine Entzündung zu erregen, als auch ohne selbige feste Theile anzugreifen. (§. 14.)

3. A. Es ist indessen nicht ausdrücklich nothwendig, daß dieses einzig und allein die Ursache abgebe, da bekannt ist, daß entweder in dem Thierkörper selbst eine subtile korrosivische Schärfe von alkalischer Eigenschaft sich generire, dessen Salztheilchen von der Wärme resolviret, flüchtig gemacht und mit subtilen öligten Theilchen vereinbaret werden, oder durch verschiedene Wege scharfe alkalische, volatilische und gleichsam korrosivische Theilchen in die Säfte eindringen können.

B. Geschieht nun dieses, insinuiren sich dergleichen Theilchen in die Zwischenräume der Blutkugeln und übrigen Säfte, so wird die Cohäsion vermindert, und theils wegen ihrer eigenen Wirksamkeit, theils aber wegen vermehrten innern Triebes das Laugensalzförmige immer mehr und mehr vermehrt, alle Säfte zu einer schnellen Fäulniß, und die festen Theile in eine schleunige Destruktion versetzet.

§. 24.

1. Man findet daher, daß, ob zwar die Krankheit, womit seit vielen Jahrhunderten das Vieh befallen worden, **in vielen Stücken in Absicht der Zufälle unter sich einige Aehnlichkeit gehabt, hingegen in manchen unterschieden, und eine vor der andern, auch selbst nach der verunreinigten Luft in heissen Ländern mehr oder weniger ansteckend gewesen**, wie die vom Lancisio gemachten Anmerkungen und gegenwärtigen Wahrnehmungen es beweisen.

2. Dadurch aber gebe ich noch keine vergiftete Luft als die einzige Ursache an. Ich rechne auch die Krankheit, so verschiedentlich in den verflossenen Jahren grassiret, nicht bloß unter schlimmartige Flußfieber, sondern halte sie für eine bösartige Ruhr, davon bekannt, daß selbige mehr ex vitio ingestorum zu entstehen pflege; dabey aber dennoch nicht zu läugnen, daß bey einer Prädisposition des Körpers, falls durch große Hitze die Galle zu sehr scharf geworden, selbige am ersten erfolge.

3. Desfalls auch die jetzige Viehseuche mehr dem Verderbniß des Futters, wie solches bereits vor einigen Jahren etliche von hiesiger medizinischen Fakultät ausgestellte Gutachten deducirt haben,

haben, zuzuschreiben ist, ob zwar nicht geleugnet werden kann, daß zugleich die Luft durch die Dünste des kranken und gefallenen Viehes ebenfalls inficiret werde, und alsdann ein solches Miasma sich durch die einsaugenden Poros desto eher in noch gesunden insinuiren könne.

§. 25.

1. So wie nun der Beweis im Vorigen angeführt worden, so kommt selbiger mit denen allhier gemachten nützlichen Beobachtungen überein, da anderthalbjährige Zuchtkälber, welche nicht, wie das übrige Vieh, mit Kraut oder Kohlarten, und besonders rothem Rübenkraute, (Mangold,) sondern mit Stroh, Heu und Spreu gefüttert worden, von der Krankheit verschont geblieben sind.

2. A. Zu der allhier größtentheils angemerkten Vergiftung des Futters hat nicht sowohl der schädliche Nebel und Thau, (§. 18. 20,) sondern es haben zugleich, wie bisher vielfältig die Erfahrung gelehret, die Raupen und andere auf dem Kohle sich häufig geäußerte Insekten das ihrige mit beygetragen; denn

B. da sich bey diesen sonderlich eine alkalische und kaustische Eigenschaft zeiget, so kann nicht nur in primis viis ein acre causticum entstehen, welches eine Inflammation, Diarrhaeam cruentam cum arrosione, wie auch sphacelium, zu verursachen vermag, sondern auch durch die Insinuation in die Säfte, nach dessen Aktivität und Flüchtigkeit einen völligen resolutorium effectum zuwege zu bringen im Stande ist.

§. 26.

1. **Aus diesen bisher angeführten Beobachtungen lernen wir erkennen:** daß alles, was vermögend ist, mit dergleichen schädlichen Principiis das Blut und die Säfte nebst den festen Theilen zu verderben, auch sich im Stande befinde, angeführte nächste Ursachen (§. 21-25.) hervorzubringen.

2. Alles dieses nun, was unter die vorhergehenden Ursachen gerechnet wird, liegt selbst mit im Futter und dessen angehender Fäulniß in verschiedenen Mägen, wie auch in der ausserordentlichen Wärme bey darzu disponirten Körpern.

3. Die überall äusserlich und innerlich befindlichen einsaugenden Gefäße sind im Stande, ein subtiles Wesen aufzufangen; selbst warme, feuchte und unreine Luft vermehrt in sehr kurzer Zeit den Grad der Fäulniß, und macht, daß auch das frischeste Fleisch in 24 Stunden in Fäulniß zu gehen anfängt.

4. a. Kommt nun noch darzu, daß das mit giftigem Nebel befeuchtete, oder mit Insekten angefüllte Futter, (wovon die Beschreibung auch allhier §. 33. folgen soll;) b. daß faules Gras nach Ueberschwemmungen, dessen Schlamm von einem Regen nicht wohl abgespület worden; c. daß dumpfig riechendes oder wohl gar faules Futter dem Viehe gegeben, oder d. dasselbe auf Wiesen, wo das Wasser durch Stillstand stinkend geworden, oder e. wohl in stinkendem Nebel ausgetrieben wird, f. daß man es in Ställe bringt, in welchen von krankem und umgefallenem Viehe die Luft verunreiniget ist, g. das gesunde Vieh bey krankem stellet, von welchem die aus Mund und Nase ausfließende Feuchtigkeit anzustecken im Stande

ist,

ist, so sind alles dies gelegentliche Ursachen, die desto schneller wirken, je mehr sie darzu prädisponirte Körper und Materien, in welche sie vorzüglich wirken können, antreffen.

5. A. Man wird desfalls finden, daß das fettere und feiste Vieh allezeit der größten Gefahr unterworfen sey; hingegen dasjenige, so bey kümmerlichem Futter kaum das Leben erhalten kann, davon befreyet bleibt; wenigstens wenn es auch mit der Krankheit sollte befallen werden, desto eher durchkömmt; angesehen hier weder plethora vera, noch spuria, als mit prädisponirte Ursachen, vorhanden, und die Fäulniß auch nicht so, als in fettigen Theilen um sich greifen kann.

B. Denn sollen die gelegenheitlichen Ursachen recht würken können, so muß eine Prädisposition im Körper vorhanden seyn, da sonst nicht wohl zu begreifen, wie nur besonders einiges Vieh in Ställen eines Ortes angegriffen worden, und besonders alles feiste und fette Vieh, als wie man ausserdem, was §. 18. Nr. 6 und 7 ist angezeigt worden, auch hier vielfältig wahrgenommen hat, umgefallen ist.

6. Hierüber drücket sich Lancisius im angeführten Buche und dessen 4ten Kapitel S. 121-122 folgendergestalt aus: In hac autem boum lue, qui cibo otioque obesiores caeteris, ac juniores erant, facilius morbo corripiebantur, ac citius interibant, quam qui propter laborem graciliores erant, ac vetuli: unde emeriti, et qui plaustra trahunt, minus omnium laborarunt. Cujus rei causam ad majorem minoremve fluidorum copiam, et ad angustiores, patentioresque corporis meatus referendam crediderim. Enim vero pestiferum fermentum, ubi majorem humorum vim, quam sua labe corrumpat, ac majus etiam viarum impedi-

pedimentum, nanciscitur; ita ut foras excurrere, atque expirare non possit, facilius immiscetur sanguini et spiritibus, visceribusque adhaerescit: quod sane pinguibus, ob eorum corporis statum saepe saepius evenire consuevit. Graciles contra, quamquam ipsi etiam venenum excipiant, indeque extinguantur; non raro tamen fit, ut per apertos meatus promtius discludere soleant, ac dissipare.

§. 27.

1. Da nun hiernächst noch im vorigen Absatze gedacht worden ist, daß selbst die verunreinigte Luft im Stande sey, anderes gesundes Vieh anzustecken, und daß auch die subtilsten, aktivsten Principia durch die einsaugenden Gefäße den Säften mitgetheilt werden könnten, so lernen wir dessen Bestätigung durch die Erfahrung, welche Lancisius zu seiner Zeit von der damaligen grassirenden Viehseuche gemacht hatte, dessen 8tes Buch im 2ten Theile davon voll ist, und unter diesen mit angemerkt worden, daß die Kühhirten, Viehwärter, Hunde und anderes Vieh von diesem miasmate pestilentiali wären angesteckt und selbiges propagiret worden.

2. Besonders schreibt er das Anstecken dem Anhauchen und Berührung des kranken, inficirten Viehes zu, und behauptet: daß die aus Ohren, Nasen und Mund fließende Feuchtigkeit so beschaffen gewesen, daß sie an gesunden den Magen und Lunge zuerst angegriffen.

3. A. Bey dem in vorigen Jahren häufig grassirten Viehsterben hat man nicht angemerkt: daß sich die Krankheit von Haus zu Haus und von Dorfe zu Dorfe ausgebreitet, sondern nur einzelne Ställe betroffen (§. 19. Nr. 10.) nicht von thierischen

rischen Körpern auf andere sich transferiren lassen, die abgelederte Haut von dergleichen krepirten Rindern, wenn sie auf gesunde gelegt worden, denselben nichts geschadet, und sie nicht angesteckt (§. 19. Nr. 11.) die saugenden Kälber zu dieser Krankheit nicht disponiret, (§. cit.) Menschen und andern Vieh, welche eine andere Struktur des Magens haben, keinen Schaden zugefüget; wie dann Wärter und Wärterinnen des Rindviehes, auch Abdecker oder Wasenmeister, die viele Stücke aufgehauen und abgeledert, nicht mit Wahrheit behaupten können, daß sie davon wären angesteckt worden; mithin ist auch

B. keine solche vergiftete Luft, als die allgemeine Ursache bey der beschriebenen Krankheit anzunehmen; mittlerweile aber können wir doch nicht die Infektion gänzlich verwerfen, da nach den bisherigen Wahrnehmungen durch den stinkenden Geruch aus dem Maule eines kranken Stückes das darnebenstehende gesunde Vieh sowohl inficiret, als auch durch Verunreinigung verschlossener Luft in den Ställen die Krankheit propagiret worden ist.

Dritter Absatz.
Kur oder Heilung.

§. 28.

Nachdem dieses vorausgesetzt werden müssen, so komme ich jetzt nach §. 2. auf die Kur selbst. Diese scheint nach der Pathologie für das bereits erkrankte Vieh wenig Trost zu geben, und muß man daher von den Consiliis medicis, die auf Vorbeugungsmittel gerichtet sind, mehrern Nutzen, als von denen, welche

welche auf die Heilung hindeuten, mit gegründeter Hofnung erwarten.

§. 29.

Bey der Präservation kommt es nun vorzüglich auf die **Vermeidung aller gelegentlichen §. 26. angegebenen Ursachen an**: deshalb auch Herr Dokt. Kunst in seiner ausgestellten Relation wohlmeynend anräth, daß

1. **Zur Zeit, wenn diese Krankheit und das Sterben des Rindviehes verspüret würde, man demselben nur so viel zu fressen geben solle, daß es kaum das Leben erhalten könne.**

2. A. Erachtet er für dienlich, demselben verschlagenes oder warmes Wasser, worein ein schöner, weisser Thon gethan worden, wohl umgerührt, zu trinken zu geben, und schlägt zu dem Ende 8 bis 10 Pfunde Thon zu einer Tonne Wasser nach und nach zu verbrauchen vor. Die Absicht hierbey ist theils zu kühlen, theils aber auch die Schärfe zu absorbiren, und die Aktivität des Giftes zu infringiren.

B. Eben dieses thut auch ein laulichtes Getränke, in welches allezeit etwas von Kleyen und zerstoßenen Leinkuchen geworfen worden; zumal wenn darneben von einem Pulver aus präparirten Muschelschaalen und gereinigtem Salpeter in gleichen Theilen zubereitet und mit dem vierten Theile herbae scordii vermischt, wöchentlich dreymal ein Paar Löffel voll mit einem Nößel vorgedachten Wassers eingegossen wird.

3. Hält er für nöthig: das Futter nicht trocken, sondern ein für allemal gebrühet, mäßig zu geben; hiernächst

4. A. Das

4. A. Das gesunde Vieh vor dem Geruche, welcher dem kranken Viehe aus dem Maule und Rachen geht, zu verwahren; wie denn auch darauf zu sehen ist, daß die dem kranken Vieh aus dem Munde fließende Feuchtigkeit dem gesunden nicht kommuniciret werde.

B. Eben dieses ist zu beobachten, falls die Luft in den Ställen dadurch verunreiniget worden, daher es in dem Fall am zuträglichsten ist, das gesunde Vieh in solchen Ställen, worinnen sich krankes befindet, abzusondern, selbiges etliche Stunden lang, ohne ihm vom Futter etwas zu reichen, in freyer Luft herumzuführen, und sie hernach in einen nur mit Wacholderbeeren wohl ausgeräucherten Stall zu bringen. Sind aber

5. **etliche Stücke im Stalle umgefallen**, so muß solcher nebst den Futtergefäßen wohl gereiniget, mit Schwefel und Salz auf Kohlen geworfen, etlichemal durchräuchert, darauf 24 Stunden offen gehalten, nach diesem aber der faule und stinkende Geruch etliche Tage von der durchstreichenden Luft renoviret werden. Ausser diesen füge noch hinzu:

6. **Das Vieh bey stinkendem Nebel nicht auszutreiben**, sondern so lange zu warten, bis die Sonne wieder alles abgetrocknet, auch zur Sicherheit bey dergleichen Vorfällen dem Rindvieh entweder eine Theerbemme, und zuweilen 1 Loth pulverisirtes Spießglas mit etwas Wasser zu geben, auch die Nasenlöcher mit ein wenig Theer zu bestreichen. Eben so ist auch dahin zu sehen, daß

7. Ueberschwemmte und noch nicht vom Regen gehörig abgespülte Wiesen, worauf vieler Schlamm liegt und stinkendes Gewässer sich

sich gesammlet, von dem Rindvieh nicht betrieben werde. Wollte man ausserdem noch bey graßirenden Krankheiten

8. Wöchentlich dem Rindvieh eine Dosin von Mithridat mit etwas laulichtem Wasser einflössen, so würde man auch hierunter nicht unrecht verfahren.

§. 30.

1. In Absicht der Kur muß man, wie auch Herr Doktor Kunst selbst recht urtheilet, nicht blos auf das angenommene Miasma pestilentiale sehen, und etwan gedenken, den subtilen Gift durch spezifische, bezoardische oder alexipharmische Mittel aus dem Körper zu treiben, durch Kampfer der innern Fäulniß zu widerstehen, durch Aderlassen und Scarificiren die Entzündung zu heben, durch Vesikatorien, Haarseile und Kauterien das Gift an gewisse Theile zusammen zu ziehen.

2. Man findet hiervon in verschiedenen Landesherrlichen Verordnungen und medicinischen Gutachten so mancherley vermischte Rezepte, die aber größtentheils ohne Wirkung, und mithin vergebens gebrauchet worden.

3. A. Es ist auch vergebens, bey überhand genommenem Uibel, wo in den vier Mägen allbereits das Gift die Theile entzündet, und zur angehenden Fäulniß disponiret, eine Kur mit Gewißheit anzustellen.

B. Die wenigen Stücke also, welche unter einer großen Heerde diese Krankheit überstehen, haben entweder nicht viel giftiges Futter bekommen, oder ihre natürlichen Kräfte sind zulänglich gewesen, solches wieder

von

von sich weg und aus dem Körper zu schaffen; indessen da noch einige Mittel übrig bleiben, so die im Magen härirende materielle Ursachen korrigiren, evacuiren und heben, dabey auch zugleich temperiren können, so scheinet am zuverlässigsten zu seyn, wenn man

4. bey dem Anfange der Krankheit, sobald die Zähne im Maule locker und wackelnd worden, als worauf ein Hauswirth Achtung zu geben hat, das damit befallene Vieh einige Stunden lang in freyer Luft herumführen läßt, demselben aber dabey nichts zu fressen giebt. Stallet und mistet nun ein solches Vieh öfters, so ist die Hofnung, daß die Krankheit nicht continuire, sondern unterbrochen sey. Will diese aber hierauf nicht nachlassen, so muß man

5. täglich 4 bis 6 Löffel vom Leinöl demselben eingeben, und das §. 29. Nr. 2. zur Präservation rekommandirte Wasser mit weissem Thon vermischt fleißig gebrauchen lassen; auch wenn das Vieh es nicht trinken wollte, solches demselben einfüllen.

6. Ist nöthig, das Vieh alle Tage nach Möglichkeit eine oder zwey Stunden lang herum zu führen, auch

7. dessen Rachen und Zunge fleißig mit Salz und Essig wohl auszuwaschen. Sollte nach Verlaufe der drey ersten Tage die Krankheit heftig continuiren, dann kann zwar mit der angegebenen Kur fortgefahren werden, indessen bleibt wenig oder gar keine Hoffnung der Genesung übrig, sondern es erfolgt mehrentheils am siebenten Tage der Tod.

8. A. Ist es höchst zuträglich, zur Vertheidigung der Därme bey dem blutigen Misten, und verspürten Zwang im Mastdarme, täglich zwey bis drey Mal

ein Klystier von zwey Pfund abgesottenen Kleyenwasser, worinn eine Hand voll Gerstenschrot und eben so viel Pappelkraut kann gekocht, und nach geschehener Abklärung und Durchseigung durch etwas gröbliche Leinwand, darin drey Loth Seife zerlassen, auch 6 bis 8 Loth Leinöl hinzu gethan werden, laulicht appliciren zu lassen.

B. Die meisten, die auf ihren Höfen sowohl bey dem Hornvieh, als Pferden, den überaus großen Nutzen davon gespürt, haben sich darzu eine bequeme von starkem Bleche verfertigte Spritze in ihrer Haushaltung zugelegt, damit sie im Falle der Noth den nöthigen Gebrauch davon machen können.

C. Man muß aber auch indessen bedacht seyn, das in dem dritten Magen §. 9. vertrocknete Furter, wenn es möglich ist, auch gleich im Anfange der Krankheit wegzuschaffen, und zu dem Ende

9. dem Rindviehe nicht nur vieles, dünnes Kleywasser zu saufen geben, sondern auch demselben ein Laxierpulver, darzu man von Rhapontico 1 Loth, den Sennesblättern ohne Stiele 1 und ein halbes Loth, von Cremore Tartari ein halbes Loth, und von Fenchelsaamen 1 Quintlein nimmt, unter einander vermischt, mit laulichtem Wasser einflößen, auch solches bey dem Beschlusse der Krankheit wiederholen; dabey aber das Vieh sehr wenig zu fressen bekommen muß. Wegen des komplicirten Fiebers §. 12 bis 13 dienet vorzüglich

10. jedem Viehe des Tages zweymal ein paar Löffel voll von dem §. 29. Nr. 2. angerühmten Pulver zu geben, alle Morgen aber

11. selbigem ein Nößel von einem decocto laulicht einzugießen, und darauf dasselbe mit Decken möglichst warm zu halten. Zu dem Dekokte nimmt man

man zwey Hände von Scordien und eben so viel von der Raute und Wermuth, und läßt beydes in drittehalb Maaß Wasser aufkochen, bis etwa nach Verlauf einer halben Stunde ein Nößel davon eingesotten worden ist.

§. 31.

Da eben noch bey Ausarbeitung dieser Materie von einer angesehenen Person mir ein bewährtes Mittel mitgetheilt worden, so sich in dem bisherigen Viehsterben vorzüglich legitimirt haben soll, und einem jeden Hauswirthe es leicht fällt, sich selbiges mit sehr leichten Kosten anzuschaffen; so halte ich daher für nöthig, solches dem Publiko schuldigst mitzutheilen, und von Herzen zu wünschen, daß die höchste Vorsicht dessen Gebrauch mit ihrem Segen begleiten, überhaupt aber diese allgemeine große Noth in Gnaden bald abwenden möge.

1. Man nimmt ein Pfund Stahl und eben so viel ungenetzten oder rohen, ganzen Schwefel, läßt in einer Schmiede den Stahl glühend machen, und setzet zugleich neben den Schmiedeherd einen Eimer mit Wasser.
2. Wenn der Stahl roth glühend ist, hält solchen der Schmidt mit einer Zange oben über dem Wassereimer, und ein anderer hält mit einer Zange ein Stück Schwefel an den glühenden Stahl, welcher in dünnen Stangen ohngefähr eines kleinen Fingers dicke seyn darf, so fängt der Stahl an zu schmelzen, und tröpfelt hierauf in den Wassereimer.
3. Sobald der Stahl etwas zu kalt wird, und nicht mehr schmelzen will, dann muß der Stahl wieder in das Feuer gelegt, glühend gemacht und damit so oft fortgefahren werden, bis auf vorbeschriebe-

ne Art das ganze Pfund Stahl und Pfund Schwefel zusammengeschmolzen, in den Eimer mit Wasser eingetröpfelt ist.

4. Alsdann gießt man das Wasser ab, nimmt den zusammengeschmolzenen Klumpen, welcher durch den Schwefel mürbe geworden, und läßt selbi en in einem eisernen Mörser ganz klein zu einem Pulver stoßen.

5. **Gedachtes Stahlpulver gebraucht man bey dem Rindviehe folgendermaßen:**

A. Den ersten Tag giebt man einen Kaffeelöffel voll Stahlpulver in einem ausgehölten Stückchen Brod (damit nichts wegfalle) jedem Viehe, und stecket ihm solches in den Hals;

B. den zweyten Tag erhält das Vieh gar kein Stahlpulver;

C. den dritten Tag wird jedem Stücke ein Flintenschuß groß Schießpulver eingegeben;

D. den vierten Tag wieder ein Kaffeelöffel voll von obgedachtem Stahlpulver;

E. den fünften Tag nichts;

F. den sechsten Tag wieder ein Flintenschuß gemeines Schießpulver;

G. den siebenten Tag ein Kaffeelöffel voll Stahlpulver;

H. den achten Tag nichts;

I. den neunten Tag ein Flintenschuß Schießpulver;

K. den zehnten Tag ein Kaffeelöffel voll Stahlpulver;

L. den eilften Tag nichts;

M. den zwölften Tag ein Flintenschuß Schießpulver, und

N. kann man mit den Stücken Vieh, welche nicht völlig munter scheinen, oder nicht recht fressen

sen wollen, noch etliche Tage nach vorgeschriebener Art fortsetzen.

6. Darneben muß man alltäglich die ganze Zeit der Kur etliche Stengel bittere Kräuter, als Raute, Wermuth und dergleichen, auch etwas Wacholderbeeren jedem Stücke Vieh mit auf das Futter werfen; auch soll nutzbar seyn, wenn alle Tage eine Viertel Kanne Menschenurin, auf jedes Stück Rindvieh, auf das Futter gegossen wird.

7. Das Vieh muß, so viel möglich, unter dieser Kur in warmen Ställen gehalten werden, auch viel warmes Saufen bekommen: darneben ist sehr nützlich, wenn man Hafer schroten und aufkochen läßt, und dem kranken Viehe von dem Haferwasser warm zu saufen giebt, auch das aufgekochte Haferschrot mit auf das Futter wirft.

8. A. Ueberhaupt ist zu merken, daß jeder Hauswirth diese Kur gebrauche, ehe die Viehseuche in seinen Hof kömmt, weil selbige mehr präservative, als curative, etwas auszurichten vermag: denn an und vor sich selbst ist das angegebene vorzügliche Medikament ein Crocus martis sulphuratus, dessen adstringirende Kraft durch den Schwefel sehr gemildert worden.

B. Es würket daher als ein Tonico-diapnoicum, und da die bittern Kräuter der Corruptioni zugleich widerstehen, auch die nachtheilige Dysenterie mit abwenden helfen, hiernächst das interponirte Schießpulver ein temperirendes Mittel mit abgiebt, so kann bey der vorgeschriebenen sehr guten Diät in Absicht der Wärme, des Futters und des Saufens, vorgeschlagenes Mittel nebst den übrigen desto erwünschtern Effekt leisten.

§. 32.

1. Diese nun in Absicht der Präservation und Kur vorgeschlägene Mittel sind so beschaffen, daß sie keine Weitläuftigkeit verursachen, und durch welche eine große Heerde mit wenigen Kosten kann versorgt werden.

2. A. Was die übrigen von hohen Landesobrigkeiten gemachten Anstalten betrifft, diese sind mit schuldigstem Gehorsame zu befolgen; nur ist dabey zu bedauern, daß nach angenommener Hypothese einer Seuche (die von vergifteter Luft und einem Miasmate pestilentiali einzig herrühren soll,) eine öfters allzusorgfältige Veranstaltung gemacht worden ist; denn

B. der unrichtige Satz von dem flüchtigen Gifte hat Gelegenheit gegeben, daß zu einer Zeit die gefallenen Rinder mit Haut und Haare verscharret, und zu anderer Zeit abgeledert, vergraben, das Leder aber wieder ausser dem Thore gekalket, und mit größter Behutsamkeit in Gaar- oder Gärbergruben gebracht worden ist.

C. Wenn man aber eine große Anzahl Jahre zurücke geht, dann wird man finden, daß alle diese Vorsicht eben keinen Nutzen, wohl aber eine desto größere Theurung verschaffet, und weder gute noch üble Folgen davon zu erwarten sind; hingegen daß es sehr vortheilhaft gewesen, wenn das abgeledерte Vieh in Stücken zerlegt und in tiefe Gruben versenkt worden ist.

D. So haben endlich auch die Bestellungen gewisser Wachten, der Verbot der Einbringung und Einlassung besonderer Waaren und Thiere, auch was sonst zur Präservation und Kur sehr kostbar verordnet, und wie gegen eine ordentliche Viehpest eingerichtet worden, wenig oder nichts gefruchtet.

§. 33.

§. 33.

1. In der Lancisianischen Beschreibung der Viehseuche werden wir finden, daß einige diese einem Insekte, so man Bupreſtis nennet, zueigneten. Dieses ist ein grüner, stinkender Käfer, oder vielmehr eine Art spanischer Fliegen, von welchen das Hornvieh, wenn es solche mit dem Furter gefressen, aufläuft, und an der Entzündung stirbt.

2. Es hat aber unter andern Gründen Lancisius angeführet, daß gegen die Meynung der ältesten Scribenten, als des Marcelli, Virgilii, dieses ein sehr rares Insekt in Italien sey, daß es an Größe den Käfern gleiche, und die spanischen Fliegen übertreffe, nach seiner Art ein sehr scharfes, flüchtiges kaustisches Salz mit sich führe, durch den Geruch von weitem könne verspühret werden, einzelnen Thieren nur schädlich sey, wie der Stich von Vipern und der Biß von tollen Hunden; mithin die allgemeine Niederlage des Viehes bey der damals verspürten ansteckenden Krankheit nicht verursacht habe.

3. Andere nahmen einen Wurm in den Nasenhöhlen des Rindviehes an, von welchem selbiges schwindlich und toll werden, auch in kurzer Zeit umfallen sollte. Lancisius aber hat gezeigt, daß dessen Figur nur einen bloßen schleimigen Polypum vorgestellt hat.

4. Noch andere gedachten einer besondern Art von Insekten, von welchen die Viehseuche, wie die Krätze, entstehen sollte; und von dieser Hypothese urtheilt Lancisius, daß sie die wahrscheinlichste wäre.

A. Dieser Satz vom verminoso Miasmate ist alt, und **Varro**, wie auch **Columella**, haben uns deutliche Spuren davon zurückgelassen.

B. Daß aber nach dieser Würmertheorie, wie einige geglaubt, entweder mit bloßen Augen, oder durch Vergrößerungsgläser Insekten im Blute wahrgenommen worden, daran zweifelt Lancisius, und zwar um desto mehr, je bekannter es ist, daß auf gestandenem Blute sich vieles Geschmeisse leicht anzusetzen pflegt, und daher einen sehr verführen kann.

Zwote Abhandlung.

Auszug

Aus den Anmerkungen über die Viehseuchen in Oesterreich, und aus der Abhandlung gegen das Umbringen der Thiere in Seuchen, von H. Joh. Wolstein, der Arzney und Wundarzney Doktor, Direktor und Professor der praktischen Viehartzney in den k. k. Thierspitale Wien 1782.

Pessimum aegro est coelum, quod aegrum fecit.
CELSUS.

Vorerinnerungen.

Herr Wolstein erkläret anfänglich etliche Ausdrücke, die in folgender Beschreibung vorkommen, und manchem Leser unverständlich seyn könnten, als:

1. Die Wörter: Seuchen, Epidemie, Heerdekrankheiten, Plagen, hält er wechselsweise für einerley Bedeutung, und versteht dadurch ein Uibel, welches unter einerley Art Thieren herrscht, das viele auf einmal ergreift, länger oder kürzer dauert und einerley Zufälle erregt; jedoch nicht so beschaffen ist, daß die kranken Thiere die gesunden anstecken, vergiften, oder ihr Uibel mittheilen können, wenn sie einander berühren.

2. Kontagion (Pest) bedeutet eine ansteckende Seuche, oder eine Krankheit, bey welcher sich gewisse Materien im Körper bereiten, welche die gesunden Thiere vergiften, wenn sie ihnen eingeimpfet werden. Z. B. der Schleim, der dem

kranken Vieh aus den Nasenlöchern und aus den Augen fließt.

3. Krisis ist der Bruch des Uibels; die Materie, die Zeit, in welcher das Gift durch den After, durch die Harnwege, durch Eiterbeulen ꝛc. aus dem Körper abgesetzt wird.

4. Unter der kranken Zeit versteht er alles, was man im physischen Verstande unter den Wörtern Zeit, Konstitution versteht, als: böse Luft, Witterung, Winde, große Hitze, Dürre, anhaltende Nässe, Nebel ꝛc. welche den thierischen Körper verändern, krank machen, und der Gesundheit Schaden zufügen.

5. A. Unter der gesunden Zeit und unter den gesunden Jahren werden diejenigen verstanden, in welchen sich alle Arten der Gewächse, die dem Himmelsstriche eigen sind, zu rechter Zeit entwickeln; zu rechter Zeit blühen, reifen, und in erforderlicher Menge wachsen.

B. Unordnungen in diesen Sachen betrachtet Hr. Wolstein als natürliche Ursachen der Seuchen.

6. A. Zu diesen Krankheiten kann, nebst der ungesunden Witterung, auch ungesunde Nahrung, Mangel des Futters Anlaß geben. Sie können von der Unreinlichkeit der Thiere, von der Unsauberkeit der Ställe, von dem Mangel des Lichtes und von Mangel der reinen Luft entstehen.

B. Sie entwickeln sich oft, wenn die Thiere übel versorgt, übel gewartet und übel gepfleget werden: wenn sie an Bedürfnissen Mangel leiden, die ihre Gesundheit erhalten: z. B. am Steinsalze, Bewegung, frischem Wasser, frischer Luft.

C. Wie

C. Wie können diese armen Geschöpfe leben, wie können sie sich wohl befinden, und Krankheiten widerstehen, wenn es ihnen an allem fehlt, was ihre Gesundheit stützet?

7. A. Es ist Zeit, daß sich Menschen in diesen Stükken um bessere Grundsätze bekümmern, als sie dermal haben. Die Natur und die Thiere klagen und die Todten schreyen dawider.

Viele Menschen halten die Ursachen der Plagen für Geheimnisse, welche die Natur umschleyert, verhüllet, sich selber vorbehalten hat: man deklamirt so schön, und urtheilt so übel davon. Sehen wir denn nicht, daß die wilden Thiere fast keine von den Krankheiten quält, welche die zahmen um das Leben bringen? daß die Seuchen unter den wilden beynahe Wundergeschichte sind?

B. Ist dieses nicht ein Beweis, daß die Natur nur selten Seuchen erregt? daß im gesellschaftlichen Leben Ursachen vorhanden seyn müssen, die dazu Anlaß geben? würden wohl diese wilde Geschöpfe so frey seyn, als sie es jezt und von jeher gewesen sind, wenn sie unter unserer Bothmäßigkeit stünden? wenn sie mit uns in Gesellschaft lebten? wenn sie auf dem Miste lägen, keine gute Weiden, keine frische Luft, keine andere Nahrung, als schlechtes Stroh, Spreu, Heckerling, und ein schlechtes Wasser bekämen?

C. Ist es denn nicht schrecklich, daß die Menschen den Thieren, von welchen sie sich täglich ernähren, ein so schlechtes Futter geben? daß sie Geschöpfe, von denen sie ihre Kräfte borgen, von denen der Ackerbau lebt, auf eine so grausame Art verderben!

8. Mög-

8. Mögten sich doch die Menschen überzeugen, wie groß dieser Fehler ist! mögten sie doch einsehen lernen, wie weit er die Natur entfernt, und wie nachtheilig er für die Länder, den Staat, die Gesellschaft, für Menschen und Thiere ist! Was man durch übles Verhalten und üble Grundsätze verdirbt, läßt sich nicht so leicht durch Arzneyen verbessern.

Innhalt der zwoten oder Wolsteinischen Abhandlung.

Vorerinnerungen.

Abschnitte.

1. Von den Thieren, ihren Seuchen und Aerzten.
2. Jahrszeiten, in welchen die Seuchen erscheinen.
3. Zeichen, aus welchen man die Seuche erkennet.
4. Einleitung in die Heilung der Seuchen.
5. Wirkung der innerlichen Arzneyen, und gewöhnliche Behandlungsart dieser Plagen.
6. Behandlung der gesunden, und Heilart der kranken Thiere in Frühjahrsseuchen.
7. Behandlung der Thiere in Seuchen, die im Sommer ausbrechen.
8. Das Einimpfen der Seuchen.
9. Gebrauch der Häute von Thieren, die in der Seuche krepirt sind.
10. Begrabung der Todten.
11. Reinigung der Ställe und Gefässe.
12. Erkaufung des neuen Viehes.
13. Ob das Tödten des Viehes bey Seuchen das einzige Hülfsmittel sey, die Verbreitung dieser schrecklichen Krankheit zu hemmen?
14. Beobachtungen, wie die Natur die Thiere ansteckt, wenn sich die Seuche entwickelt.
15. Von

15. Von den Zusätzen, welche die kranke Zeit durch Nebenursachen empfängt, welche die Seuchen verschlimmern, oder sonst auch veranlassen können.
16. Die Grenzen der Seuchen.
17. Neue Zeichen, durch welche man erkennet, wie die kranke Zeit auf die Körper der gesunden Thiere wirket; und auf was man zu sehen habe, um zu bestimmen, ob die Thiere gesund sind oder nicht.

Erster Abschnitt.

Von den Thieren, ihren Seuchen und Aerzten.

§. 1.

Keine Zeit ist für die Thiere so grausam, und für die Menschen so kritisch, als diese, in welcher Seuchen oder Konstitutionskrankheiten erscheinen: keine ist für das allgemeine Beßte trauriger und keine drückt die Handlung mehr. Diese Krankheiten rauben den Ländern das Vieh, den Einwohnern ihre Nahrung, und dem Ackerbaue das Leben.

§. 2.

Sollte jemals in einem Lande die Pest das Hausvieh im Ganzen genommen ergreifen, so würde sie den Menschenstand, die Grundfeste der Gesellschaft erschüttern. Was wäre die Societät ohne diese nützlichen Geschöpfe? Würde sie sich erhalten, würde sie jemals zu Stande gekommen seyn?

§. 3.

Welch einen unermeßlichen Schaden würden die Menschen leiden, wenn nur irgend eine Gattung ausstürbe, die mit ihnen in Wohnungen lebt! Wie aus-

ausgebreitet ist nicht der Nutzen des kleinen Thieres, der Henne? Wer würde uns kleiden, ernähren, wer würde die Felder bauen, wenn wir keine Schafe, kein Hornvieh, keine Pferde ꝛc. hätten?

§. 4.

Die Hausthiere sind der Gesellschaft stärkster Arm. Durch sie wurde die Landwirthschaft gezeuget, der Ackerbau geboren. Durch sie haben wir Häuser, Dörfer, Städte erbauet. Durch ihren Gebrauch haben sich Künste gebildet, die Wissenschaften entwickelt, der Verstand der Menschen erweitert: Ohne sie wären wir vielleicht noch Wilde.

§. 5.

1. Zur Ehre unsers Jahrhunderts, und der Monarchen seines dritten Viertels, sind die Menschen nun mit Ernste auf die Erhaltung dieser Geschöpfe bedacht. Es wird **Ludwig** dem XV. **Marien Theresien, Joseph** dem II. und **Christian** dem VII. zur merkwürdigen Epoche dienen, daß sie für die Gesundheit der Hausthiere sorgten.
2. Der Regierung dieser mächtigen Beherrscher Europens hat die Welt die ersten Lehrer der Vieharzney zu danken. Bis zu dieser Epoche hatten die Thiere nie einen ächten Arzt.
3. Bis über die Hälfte unsers dermaligen Jahrhunderts befleckte dieser Name die Ehre und den Titel eines Bürgers. Wer ein krankes Thier berührte, wurde von Menschen verlacht, wer ein todtes in die Hände nahm, in keiner Zunft aufgenommen, von seinem Gewerbe verjagt.

§. 6.

O ihr guten Menschen und Väter! ihr wußtet nicht, daß eure eigene Erhaltung von der Erhaltung

der

der Thiere abhienge; daß die Kenntniß eures Körpers, eurer Arzneyen, eurer eigenen Heilungsmittel, durch die Zerstörung ihres Lebens entwickelt wurde.

§. 7.

1. Der Art, wie unsere Vorfahren von der Natur der Seuchen, von ihren Ursachen und ihrer Behandlung dachten, sah der Zustand gleich, in welchem sich die Vieharzney, und besonders diejenigen befanden, denen man sie auszuüben überlassen hatte. Der Saame der Wissenschaft war in die Natur, die Wissenschaft selbst in Vorurtheile und Unwissenheit gehüllet. Man beschuldigte den Himmel, die Sterne, die Götter; man beleidigte der Menschen Verstand im Urtheilen über die Ursachen, wenn irgend eine Seuche entstand.

2. Die Hülfsmittel, die dawider angewendet wurden, gründeten sich auf Aberglauben, auf Geheimnisse, auf Betrug: die meisten davon waren gefährlicher, als die Krankheiten, die sie vertilgen sollten.

3. Es sind Zeiten gewesen, wo man die an der Pest gestorbenen Thiere in die Ställe begrub; man glaubte, durch dieses Verfahren den gesunden das Leben zu retten. Es sind andere gewesen, wo man die Todten gar nicht in die Erde verscharrte; wo man die kranken durch Rauchwerke, durch die Beraubung der frischen Luft, durch das Anhängen gewisser Kräuter und Wurzeln, durch das Hersagen gewisser Wörter und Sprüche vom Tode befreyen wollte.

4. Der Menschenverstand wird krank, sobald der Vernunft die Nahrung und den Wissenschaften Grundsätze fehlen. In solchen Zeiten macht die Na-

Naturlehre die größte Epoche von der Menschen Unwissenheit.

§. 8.

1. Die beßten Hülfsmittel, die wir gegen die Seuchen aus dem Alterthume erhalten haben, sind von den Juden, Griechen und Römern. Moses befahl seinem Volke, die Kranken von den Gesunden zu entfernen; die Unreinen und Todten nicht zu berühren; wenn das letzte sich zugetragen hatte, die Haut und die Kleider zu waschen.

2. In der Viehseuche, welche, nach Homer, während der Belagerung von Troja entstand, ward alles, was im Lager unrein war, gewaschen, gereiniget, ins Meer getaucht, und dieses Verfahren als Vorbauungsmittel gegen die Pest betrachtet.

3. A. Die Heil- und Präservativarzneyen der alten Römer hat uns Columella angezeigt. Sie bestehen in Eiterbändern, in dem Gebrauche des Feuers, der Veränderung der Luft und der Winde.

B. Diese vortrefliche Behandlung ist ein Beweis, wie viel die Griechen und Römer ihre Nachkommen an Einsicht in der Naturlehre und in Wissenschaften übersahen.

§. 9.

1. Wenn wir dieses Verfahren mit dem vergleichen, wo man die Thiere in heiße Ställe verschloß, ihnen die frische Luft benahm, den Körper durch Schwitzen, durch Aderlassen, durch Purgiren, durch erhitzende Arzneyen schwächte, die die Lebenskräfte zerstörten, so muß man erstaunen, daß jemals ein Thier, so von der Seuche ergriffen wurde, bey einem solchen Verfahren dem Tode entweichen konnte.

A. Von

A. Von einer Seite hatten diese armen Geschöpfe die Schwere der Krankheit, die Pest, von der andern die Wirkung der schädlichen Arzneyen, die Fehler im Verhalten, die Unwissenheit ihrer Helfer zu ertragen.

B. Man wollte ihnen die Kräfte erhalten, und raubte ihrem Körper das Blut; man wollte ihnen das Fieber benehmen, und reichte ihnen hitzige Arzneyen: kurz, man handelte, man brauchte, man that, ohne zu wissen was.

2. Ein Schwarm von Arzneyen, von Helfern, Rezepten und Mitteln haben, von der Juden Zeiten bis auf die unsrigen einander abgelöst, ohne auf die Natur zu sehen, und ohne die Erfahrung zu fragen, was sie für Wirkung machten.

3. Alles, was die Griechen und Römer von den Krankheiten der Thiere Gutes hinterlassen hatten, haben ihre Nachfolger verachtet, vergessen, verkannt. Alle Irrthümer und Vorurtheile haben sie sorgfältig verwahret, alles, was mit der Schwäche des Geistes auf irgend eine Art Beziehung hatte, hatte Verwandschaft mit einem Verstande, der von der Kunst geseift, und von der Naturlehre geschwächet war.

§. 10.

1. Die Art der Anstalten bey Seuchen mußte den Ländern oft wehe thun; es hat der Pest mehr genützt als geschadet. Was konnte das Sperren der Häuser, der Dörfer, der Länder, gegen Konstitutionsgebrechen allein ausrichten? Was können Kordonen, Wachen ꝛc. gegen schlechtes Verhalten, üble Wohnungen, üble Witterung nützen, was Hitze, Dürre, Nässe, Mangel an gesunder Nahrung, kurz, die Zeit zu Ursachen hat.

2. **Was konnten diese Anstalten schaden!** Wenn man sie so streng vollzog, so sperrten sie dem Landmanne seine Handthierung, dem Bürger sein Gewerbe, dem Staate Handel und Wandel, und versetzten das Ganze in kurzem in die äusserste Noth.

A. Kein Bauer lebt von sich, das ist, von seinem Hause: er lebt vom Nachbar, vom Dorfe; das Dorf von vielen Nebendörfern und Städten. Von was soll er leben, wenn sein Haus gesperrt, der Ort umrungen, die Strassen mit Wachen besetzet sind?

B. Wenn man von Drangsalen redet, so muß man sich in Drangsale versetzen; ohne dieses empfinden wir ihre Härte nicht.

C. Daher ist es gekommen, daß keine Sperrung nach der Vorschrift gehalten wird: daß die Leute so viele Nebenwege suchen, so viele Schlupfwinkel finden, die entweder erkauft, oder gar nicht gesperret werden können.

D. Nebst dem lehrt die Erfahrung, daß die Geschenke die Wächter mehr interessiren als ihr Amt, ihre Posten und die Pest, die dem Bauer sein Vieh aufreibt. Doch was sage ich von Geschenken? Sowohl der gezwungene als gedungene Wächter verläßt seinen Posten ohne darauf zu warten. Das Schlimmste bey der Sache ist, daß diese Leute in die Ställe kriechen, und dadurch die Seuchen verbreiten.

§. 11.

1. Von der Zerstörung der Gefässe, der Wohnungen der Thiere, und dem Verbrennen des Heues und Strohes, der Verschwendung der vielen und oft kostbaren Arzneyen, die nicht selten zur Heilung

lung der Seuchen vorgeschlagen werden, will ich keine Erwähnung machen; die Erfahrung hat es gelehrt, daß sie den Bauer in Armuth stürzen, und der Pest keinen Abbruch thun.

2. Eben so ist es mit den überhäuften **Regeln der Wartung des kranken Viehes**, die wir in den Büchern finden. Irre ich nicht, so haben die Verfasser derselben in ihren Entwürfen nur einen einzigen kranken Ochsen oder Kuh vor Augen gehabt. Hätten sie nicht besser gethan, wenn sie die Bäuerinn mit einer oder zween Mägden für einen Stall voll Vieh in der Wartliste betrachtet hätten? Die blose Reinlichkeit beschäftigt oft mehrere Hände als die von einer Person, bey wenig krankem Vieh.

3. Die Reichung des Tranks, der Arzeneyen, nebst der Pflege und Wartung der übrigen gesunden und kranken, giebt oft so viel zu thun, daß die Hauswirthschaft liegen bleibt.

§. 12.

1. In der Heilung dieser Gebrechen ist das Einfache, das Natürliche das beßte. Das meiste kömmt auf kluge Vorsicht, auf die Erforschung der Umstände, auf die Pflege der Gesunden; auf gute Wartung der Kranken an.

2. Die Heilmethode muß nicht nur der Natur der Seuche anpassen, sie muß auch dem Lande, der Zeit, dem Orte, dem Zustande des Bauers angemessen seyn.

3. Es ist kein spezifisches Mittel gegen diese Plagen; es giebt keines dafür. Die Menschen, welche sich hohe Begriffe von diesen Arzneyen machen, kennen die Seuchen nicht. Ihre Sehnsucht

darnach wird lange, vielleicht immer, unter die guten Wünsche gehören.

4. Unter diese Klasse von Menschen gehört vorzüglich der gemeine Mann. Er fragt ihnen beständig nach; allein er sucht sie zu seinem Schaden.

5. Jeder unwissende, jeder von sich eingenommene und jeder schwatzhafte Betrüger bringt ihn dadurch ums Geld. Oft bringt er ihm mit seinem Mittel ein Uibel, was seinem Beutel und seinen Thieren schadet; oft bringt er ihm wohl gar die Seuche ins Haus.

6. Mögte sich der Landmann doch von der Unwissenheit dieser Leute überzeugen! mögte er sich doch davon befreyen, ohne daß man ihn dazu zwingen dürfte?

§. 13.

1. Die hohe Landesregierung hat alles Mögliche gethan, ein Mittel ausfindig zu machen, was genugsame Kräfte enthielte, den Seuchen Einhalt zu thun. Die Gesundheits-Oberaufseher haben sich lange darum bestrebet, ganze Fakultäten haben nachgeforscht; allein nie ist es jemanden gelungen durch Proben darzuthun, daß er eine solche Arzeney besässe.

2. Alles, was unsere Nachahmer anwenden, und was entfernte Völker gegen diese Hyder empfehlen, hat Oesterreich angewendet, wenn es von Männern abstammte, die Naturlehre im Denken verriethen. Allein wir sind nicht glücklicher gewesen als sie; immer zeigte es sich, daß unsere Nachbarn eben so wenig Spezifika hatten, als wir.

3. Das Todtschlagen allein hat Oesterreich (die Niederlande ausgenommen) den Fremden

nicht

nicht nachgeahmt. Ich habe über dieses Verfahren aufrichtig meine Meinung gesagt. Ich übergebe sie hier der Welt mit eben der redlichen Gesinnung, wie ich sie dem Throne überreicht habe.

4. Nach meiner Uiberzeugung wird das Umbringen der Thiere die Seuchen weder aufhalten noch vermindern: ich sehe es keinesweges als ein Präservativmittel an. Doch darf ich nicht entscheiden, was die Zeit bestimmen muß: diese wird es sagen, ob ich recht oder unrecht habe.

5. Einige haben sich durch den Gebrauch der Keule nicht nur die Tilgung der Seuchen, sondern sogar die gänzliche Ausrottung dieser Plagen versprochen, wenn man sich ihrer gleich beym Ausbruche dieser Krankheiten bediente. Mögte doch die Zeit ihre guten Wünsche erfüllen, und meine Zweifel beschämen!

6. Allein Seuchen hat es gegeben, so lange es Thiere giebt. Vielleicht vergeht kein Augenblick in der Natur, wo nicht diese oder jene Geschöpfe damit geplaget werden. Nie werden diese Plagen aufhören; Seuchen wird es geben, so lange es üble Konstitutionen und kranke Zeiten geben wird.

7. Warum diese Pesten die zahmen Thiere so oft, und die wilden so selten überfallen, wird seine Ursachen haben; ich suche sie in der Natur, und finde, daß der gute Arzt die Seuchen leichter verhindert, als er sie heilen kann.

„Eben so groß ist der Arzt, der eine unheilbare Krankheit kennet, als jener, der die heilbare heilet.“

Freyh. v. Swieten.

Zweyter Abschnitt.

Von den Jahrszeiten, in welchen die Seuchen am gewöhnlichsten erscheinen.

§. 1.

1. Die Viehseuchen sind Zeitkrankheiten, denen die Konstitution den Karakter giebt, in welcher sie die Thiere ergreifen.
2. Sie sind immer von hitziger Art, immer mit Entzündungen verknüpft, die sich in den Eingeweiden verbergen.
3. Bald ergreift die Entzündung den Rachen, bald die Eingeweide der Brust oder des Bauches. Die schlimmsten davon verweben sich in die Mägen und Gedärme.

§. 2.

1. Aus diesem Grunde haben die Seuchen viel ähnliches mit den gewöhnlichen Entzündungsfiebern, die diese Theile einnehmen.
2. Der vorzüglichste Unterschied, den man bey diesen Plagen bemerket, ist der, daß sie sich schnell verbreiten, daß das Uibel geschwinder steigt, die Zufälle schneller laufen, und daß sie sich mit einer gewissen Angst, die etwas eigenes hat, verbinden.
3. Diese Angst bemerkt man bey den gewöhnlichen Thierkrankheiten, wenn sie auch eben so geschwinde steigen, niemals, oder wenigstens selten. Sie verräth ein besonderes Gift, was jenen nicht eigen ist.
4. Wo sich dieses Zeichen und viele kranke Thiere befinden, ist eine Seuche vorhanden. Ueberhaupt gleichen diese Plagen der Ursache und dem

dem Himmelsstriche, von dem sie ihr Gepräg erhalten.

§. 3.

1. Nach der Ursache und dem Grade des Uebels sind sie ansteckend oder nicht. Im ersten Falle werden sie Kontagionen, im zweyten Seuchen oder Heerdekrankheiten genannt. Eine geht in die andere über.
2. Beide verändern sich nach der Lage der Oerter, der Verschiedenheit der Thiere, dem Schlage, der Farbe der Haut, der Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters.

§. 4.

Die Wartung, das Futter, die Weiden und Wohnungen der Thiere haben Einfluß in Seuchen und Kontagionen; die Jahrszeit, die Witterung, der Boden, richten beyden den Hang; der Arzt, die Arzneyen, die Zeit in der er sie giebt, nebst der Methode, nach welcher er sie reicht, vermehren und vermindern die Gefahr bey Seuchen und Kontagionen.

§. 5.

Die Grundsätze, von denen ich hier rede, beziehen sich auf mehrere Dinge; auf das Alter und die Natur des Grases, auf die Beschaffenheit und den Zustand der Pflanzen, auf die Kälte und Wärme der Erde, auf den Gang der Weide, auf die Beschaffenheit des Wassers und der Luft.

§. 6.

Nach allen diesen sind die Thiere, ihre Körper, ihre Verrichtungen gestimmt.

1. Die Seuchen, welche das Frühjahr entwickelt, entstehen, wenn die Kälte abnimmt. Unter dem Himmelsstriche, für welchen ich schreibe, bemerken wir sie im Merz, bisweilen auch im April, und bisweilen erst im May, nachdem die Witterung ist.

2. A. Diejenigen, die im Herbste zu wüthen anfangen, kommen selten vor dem Ausgange des Septembers oder der Mitte des Oktobers hervor. Bey gesunder Witterung und Weide hab ich noch keine bemerket. Bey übler Witterung sind die Viehseuchen nicht nur in Oesterreich sondern auch in andern Ländern gemein.

B. Sie nehmen mit der ungesunden Witterung zu, und mit der gesunden ab. Man sieht sie mit der anhaltenden Nässe anfangen; mit dem lauen und dämpfigen Wetter sich verbreiten; mit dem Mittagswinde umschweifen, vermehren, besonders in niedrigen Gegenden, wo die Weiden wässerig sind; bey reinem Wetter, bey heiterer Luft, bey trockener Kälte und in der Zunahme des Mondes vermindern, und bey großer Hitze gefährlicher werden.

§. 7.

1. Die Frühjahrsseuchen fangen meistens langsam an. Ihr Ursprung ist nur schleichend. Sie überfallen blos da oder dort ein Thier; selten ein Paar aus einem Stalle, und weit seltner das ganze Vieh, welches denselben bewohnt.

2. Allein wie sich die Wärme vermehrt, und die Tage länger werden, halten sie sich länger auf. Sie ergreifen alsdann mehr Stücke aus einem und dem nämlichen Stalle, und zugleich mehr Ställe im Orte; besonders wenn die Lage, das Verhalten,

ten, die Nahrung, der körperliche Zustand der Thiere, nicht merklich verschieden sind.

§. 8.

1. A. Im Monat Junn und July würgen die Seuchen, welche das Frühjahr entwickelt, und der Sommer nicht ausgerottet hat, am stärksten. In diesen zween Monden ist das Seuchengift für das Vieh am tödtlichsten.

B. Die Krankheit tödtet alsdann oft stückweise die ganze Heerde im Stalle, ohne einem das Leben zu schenken, oder wenigstens mit dem Uebel zu verschonen.

2. A. Glücklicherweise ereignet sich dieser Umstand selten; aber doch oft genug, wenn die Ursache böse, die Witterung ungesund, und die Zeit sehr kränklich ist. Es gehört zur Natur der Seuchen, daß sie langsame Schritte machen, aber anhaltend im Gange sind: deswegen dauern sie so lange.

B. Mit der Abnahme der Hitze scheint das Gift in seiner Stärke abzunehmen. Dieses bemerkt man nicht selten schon im August, bisweilen erst im September, bisweilen auch noch etwas später.

3. Die Thiere, die im Junius und Julius kaum drey Tage überleben, wenn die Seuche tödlich ist, sterben zu Ende des Augusts selten vor dem siebenten oder neunten Tage. Vielleicht ist diese Veränderung nicht sowohl von der Schwäche des Seuchengifts, als von der kühlen Luft, und besonders von den kühlen Nächten, herzuleiten. Woher sie auch kommen mag, ist sie durch Beobachtung und Erfahrung bestätiget.

§. 9.

1. Im September vermindert sich meistens die Zahl der kranken, und mit derselben die Zahl der tod-

ten Thiere; doch muß die Witterung heiter seyn, und der Nordwind bisweilen wehen. Ich rede von Sommerseuchen.

2. In diesen Monden fängt die Zeit an gesünder zu werden, sie erholt sich alsdann von der Krankheit, die den Thieren die Seuche erregt. So lange die letztere dauert, so lange dauert die Krankheit der Zeit, der Witterung u. s. f.

3. Wenn sich diese nicht heilen, so gehen die Sommerseuchen in Herbst- und nicht selten in Winterseuchen über; wird aber die Zeit gesund, so enden sich die Seuchen, sobald die kältere Witterung des Herbsts oder Winters auf die Körper der Thiere wirkt.

4. Die Seuchen, die im Herbste ausbrechen, haben entweder einen ungesunden Sommer, schlechte Weide, oder zu langes Austreiben zum Grunde. In Oesterreich und in den meisten Kayserlichen Ländern sollte das Rindvieh mit Ende des Septembers, und bey der besten Witterung höchstens vierzehn Tage darnach eingestellet werden.

5. In Gegenden, wo die Kälte, die Nebel, der Regen, die üble Witterung früher einfalien, muß es früher geschehen, wenn wir anders den Herbst- und Winterseuchen vorbeugen, oder dieselben vermindern wollen. So lange diese Warnung zu keinem Gesetze wird, so lange werden die Thiere an der Gesundheit und am Leben, und die Besitzer am Vermögen Schaden leiden müssen.

§. 10.

1. Die Plagen, die im Herbste entstehen, haben, überhaupt zu reden, einen weit schnellern Lauf, als die im Frühjahre erscheinen. Nicht selten gleichen sie im Anfalle schon einer Wuth. Die Ställe, in welche

welche sie bringen, werden bey gefährlichen Seuchen auf einmal mit Kranken bedeckt.

2. Nicht nur alle Ställe, sondern auch alle Oerter, die kranke Lagen, schlechte Weiden und ungesunde Nahrung haben, werden im Herbste mit der Viehseuche geplagt. Diejenigen, die am niedrigsten liegen, ergreift die Seuche zuerst, besonders bey nassem Wetter. Die Krankheit richtet ihren Lauf sowohl nach der Natur des Bodens, als nach der Natur des Verhaltens der Thiere.

§. II.

1. Die Wirkungen, die aus diesen Ursachen entstehen, machen, daß nicht selten eine und die nämliche Seuche verschieden in ihrer Natur, in der Gefahr und im Ausgange ist. Daher kömmt es, daß eine und die nämliche Seuche hier ganze Heerden zu Grunde richtet, da so viele Häuser und Ställe, dort so viele Dörfer ausläßt, ohne einem Thiere zu schaden.

A. Die Ursache, woher das kömmt, habe ich bereits gesagt. Sie liegen in der Wartung, in der Nahrung, im Wetter, in der niedrigen Lage der Oerter, in der kalten Jahreszeit, den Nebeln, den häufigen Regen, dem Schnee, der Nässe, der Luft, dem Boden, dem kranken und verdorbenen Grase, so die Thiere auf der Weide genießen.

B. Der Saft, den dieses Futter enthält, ist alsdann äußerst ungesund. Er verändert nicht nur die festen, sondern auch die flüssigen Theile der Thiere. Das alte oder Sommergras ist in dieser Jahreszeit faul, das Herbstgras widerlich. Die Feuchtigkeiten, die das letzte enthält, sind unreif; die Kälte giebt ihnen einen widrigen Geschmack und die Nässe eine schädliche Kraft. Die

Wur-

Wurzeln, die es erzeugen, haben zu wenig Vermögen, der Pflanze die Nahrung zu geben, die ihre Theile bedürfen. Die Farbe, der Geschmack, der Geruch, sind sowohl in den Stämmen, als in den Blättern und Blumen verändert.

2. Ueberhaupt ist im Herbste die Jahreszeit, die Erde, die Witterung, die Luft, für die Pflanzen so beschaffen, daß die spaten oder Nachgewächse, wenn ich sie so nennen darf, unmöglich gesund seyn können.

A. Weder Apotheken, noch Armeen, können alsdann den Fortgang der Krankheit aufhalten, welche die bisher erwogenen Ursachen ausbrüten. Bloß derjenige, der diese Ursache kennt, weiß ihnen Gränzen zu setzen, und bisweilen den Ausbruch zu hemmen, wenn er geholet wird, ehe das Uebel den Körper verdirbt; wird er aber zu spät gerufen, so kann er nur diese retten, die noch Leben im Blute, rothes Fleisch und körnichte Zungen haben; diejenigen hingegen, welchen diese körperlichen Eigenschaften fehlen, gehen fast alle zu Grunde, wenn nicht schnell große Kälte einfällt, die das Austreiben der Thiere hindert.

B. Durch diesen Zufall werden oft ganze Heerden erhalten. Ganze Länder haben ihm ihr Vieh zu verdanken, das ohne denselben in die Seuche verfallen seyn würde. Oft hat er die Stelle des Arztes, der Arzneyen und Verordnungen vertreten.

C. Durch gesunde Witterung und Kälte wird der Körper und die Säfte verändert; durch ihn die Neigung zur Seuche zerrüttet, die Zeit gesund, den Thieren das Leben gerettet.

3. A. Er-

3. A. Ereignet sich dieser Fall nicht, oder wird sonst nicht Rath geschafft, so gehen die Herbstseuchen in Winterseuchen über, die sich zwar im Dezember und Jenner vermindern; im Frühjahre aber vom neuen ausbrechen, sobald die Nässe und Wärme anfängt.

B. In eben dieser Jahreszeit verfallen die Thiere nicht selten in Seuchen, wenn sie zu früh auf die Weide getrieben werden, wenn sie das faule überwinterte Gras mit den jungen Pflanzen von der nassen Erde abgrasen, die erst aus den Wurzeln keimen und mit Schneeschlamm bedeckt sind.

C. Das nämliche geschieht, wenn der Mittagswind lange weht; wenn die Thiere einen harten Winter überstanden; in dunstigen Ställen erwärmt und nüchtern auf die Weide gelassen werden.

Dritter Abschnitt.

Von den Zeichen, aus welchen man den Anfall der Seuche erkennet.

§. 1.

1. **Unmuth, Traurigkeit, Entfernung von der Heerde**, sind die ersten Zeichen bey den Thieren, die auf die Weide getrieben werden, welche den Anfall der Seuche verrathen.

2. Diesen folgen Gleichgültigkeit gegen die Nahrung und gegen das Nebenvieh, Husten, eine große Vergessenheit und Unlust sich zu bewegen.

3. Im Gehen bleiben die Thiere oft stehen, sie häugen den Kopf, lassen die Ohren sinken, athmen langsam und bewegen die Flanken schwach.

§. 2. Wenn

§. 2.

Wenn man die Haare betrachtet, findet man sie ohne Glanz; sie zeigen etwas Rauhes, eine gewisse matte Farbe, die ihrem gewöhnlichen Zustande nicht mehr recht ähnlich ist. Sie richten sich gräder auf, als sonst, und bald darauf bürsten sie sich.

§. 3.

Was die Haare überhaupt anzeigen, drücken die Augen, die Ohren, die Glieder, der ganze Körper durch ähnliche Zeichen aus. Alle Theile verrathen eine gewisse Schwäche. Die Thiere schütteln oft den Kopf, besonders nach dem Saufen; sie lecken das Maul nicht mehr, wenn sie gesoffen haben.

§. 4.

Wenn man ihre Körper befühlt, zeigen sie eine verminderte Wärme. Drückt man die Thiere auf den Rücken, so verrathen sie gemeiniglich Schmerzen, besonders im Wiederrüste. Die Hörner, die Ohren, die Nase, die unteren Theile der Schenkel sind kalt; die oberen behalten die Wärme des Körpers.

§. 5.

Auf diese Zufälle folgt Schauer und Kälte am ganzen Leibe. Die Augen werden kleiner; die Theile, die sie halten, steif, keiner biegt sich so leicht, als im natürlichen Stande.

§. 6.

1. In der Zeit der Hitze senken sich die sträubigen Haare. Der Schauer und die Kälte vergeht, das Zittern läßt langsam nach; es entwickelt sich eine steigende Wärme im ganzen Umfange des Körpers.

2. Das

1. Das Athemziehen geht geschwinder, die Flanken bewegen sich mehr; die Augen fangen an zu glühen; die Ohren, die Hörner, die Zunge, die Schenkel werden heiß; das Blut läuft schneller, das Herz und die Arterien schlagen, wenn das Fieber höher steigt, in einer Minute 45, 48, 50 und mehr male.
3. Dieser Anfall ist das Seuchenfieber. Es vertreibt den Kühen die Milch, es vertrocknet die Feuchtigkeit, welche die Augen benetzt; es vermindert und verdickt den Speichel, verderbt den Geschmack, unterdrückt das Wiederkäuen, es verhindert die Verdauung, den Absatz des Mistes und bisweilen des Harns.

§. 7.

Mit diesen Zufällen finden sich viele Nebenzufälle ein, z. B. kleine Zuckungen unter der Haut, besonders in den Muskeln des Halses. Zähnknirschen, Verstopfung des Leibes, Durchbruch, Kopfzittern, Angst, veränderter Puls u. s. f.

§. 8.

1. Das sind die gewöhnlichen Zufälle des ersten Anfalles der Seuche den ersten und zweyten Tag; bisweilen erscheinen sie schleichend, oder veranlassen so wenige Beschwerden, daß die natürlichen Verrichtungen der Thiere keine große Veränderung leiden.
2. Sie behalten noch Lust zum Futter, sie geben Milch, sie käuen bisweilen noch wieder, besonders im Anfange der Krankheit.

§. 9.

Allein, wenn die Zufälle schnell erscheinen, wenn sie schnell einen hohen Grad erreichen, sind die Thiere

den

den zweyten Tag todt. Man hat in etlichen Tagen ganze Ställe voll umkommen sehen. Die Seuche tödtete das Vieh, wie sie es überfiel, sie brachte es in 6, 8, 12, aufs späteste in 24 Stunden um.

§. 10.

Wenn die Krankheit gelinder ist, wenn die Zufälle langsamer steigen, wenn sich der Ausgang des Uebels, es sey zur Besserung, oder zum Tode, bis zum zwölften Tage verspätet, so ist die zweyte Epoche der Seuche mit folgenden Zufällen begleitet. Sie erscheinen vom dritten bis zum vierten Tage des Uebels.

1. Die Thiere sind traurig, kraftlos, unaufmerksam auf das Nebenvieh, oder die Gegenstände, die sie umgeben. Sie vertheidigen sich nicht mehr wider die Fliegen und Ungeziefer.
2. Sie stehen mit gesenktem Kopfe und schlappen, hängenden Ohren ein Paar Schritte vom Troge entfernt, welcher das Futter enthält.
3. Es graut ihnen vor der Nahrung; sie geben keine Milch, käuen nicht mehr wieder. Oft zeigen sie großen Durst. Sie gehen nicht gern vorwärts mit den hintern Schenkeln, nicht gern auf die eine oder die andere Seite; rückwärts scheinen sie lieber zu gehen.
4. Sie verlassen eben so ungern den Stall, als sie den Stand verlassen, den sie genommen haben; sie lassen sich lieber schlagen, als von dem Platze führen, den sie zum Stande gewählet.
5. Gegen die Schläge scheinen sie unempfindlich zu seyn. Zwingt man sie zum Gehen, so mangeln ihnen die Kräfte, vorzüglich an den hintern Schenkeln. Dieß sind die Zeichen, durch welche das

Vieh

Vieh die Krankheit im Stehen und Bewegen andeutet.

§. 11.

Kennzeichen am Körper.

1. Bald ist er widernatürlich heiß, bald fehlt ihm der gewöhnliche Grad der Wärme, welcher der Gesundheit eigen ist. Im ersten Falle schlagen die Arterien fast noch einmal so geschwind, als im natürlichen Zustande; im zweyten bewegen sie sich zwar schnell; allein man fühlt ihre Schläge kaum.
2. Das Odemziehen ist mühsam, kurz und geschwind, es wird oft durch Husten erschüttert, welcher dem Viehe Beschwerden macht.
3. Die Haare sind beständig entfärbt, bald erhoben, bald sträubig, bald gesenkt. Die linke Lendengegend ist meistens hart.
4. Die Augen zeigen Mattigkeit; die Thiere sehen nicht recht; sie sind mehr oder weniger entzündet, anfänglich mit Wasser, und etwas später mit Materie überzogen. Vicq d'Azyr hat Würmer darinnen gefunden.
5. Aus der Nase fließt wässeriger Schleim, aus dem Maule geifern die Thiere; der erstere stinket bisweilen, der letztere ist allezeit zäh.
6. Die Zunge ist schmierig, schleimig, bisweilen in der Mitte trocken, und meistens gegen den Rachen dürre. Oft findet man am letztern Orte Blasen, die brandige Geschwüre erregen.

§. 12.

1. In der zweyten Epoche der Seuche leidet der Bauch am meisten: die Verdauung steht alsdann still; die Verrichtung der Mägen höret auf, sobald sie die Entzündung ergreift.

2. Wie die Mägen in Stillstand gerathen, bewegen sich die Därme zu viel. Ein äußerst heftiger Reiz zieht sie beständig zusammen; die Thiere verfallen in Zwang, in eine so heftige Ruhr, welche die meisten ums Leben bringt.

A. Im Anfange spritzen sie schleimigen Koth, bald darauf stinkende Jauche von sich.

B. Bevor der Bauchfluß entsteht, hört man Murren in den Gedärmen, die Eingeweide blähen sich auf, der äußere Bauch wird vergrößert, gedehnt und gespannt.

C. Klopft man daran, so tönt er nach jedem Schlage einen verworrenen und gebrochenen Laut.

3. In diesem Zustande kreissen die Thiere; die starken brüllen bisweilen; die alten antworten ihnen durch Klagen.

4. A. Der Harn des kranken Viehes ist im Anfange der zweyten Epoche roth, am Ende derselben braun.

B. Seine Absetzung scheint nach den Zufällen verschieden zu seyn: einige halten ihn zurück, einige treiben ihn oft, einige selten ab. In einem und im andern Falle geschieht die Absetzung mit merklichen Schmerzen im Bauche.

5. Sowohl das Eyter, als der Schweif, sind in der zweyten Periode der Seuche schlapp. Im Anfange derselben enthält das erste bisweilen noch einige Löffel voll gelbe Milch, am Ende aber seiget es Blut, wenn man es durch Melken quälet.

§. 13.

1. Der Wahn, dem trächtigen Viehe die Kälber abzutreiben, oder mit Gewalt aus dem Leibe zu nehmen, um dadurch die kranken dem Tode zu entreissen,

reiſſen, iſt ein allgemeines, und deswegen ein groſſes Uebel.

2. Meiſtens brauchen die Leute eines von dieſen beyden Mitteln in der zweyten Periode der Seuche. Die Erfahrung hat den Landmann bisher nicht überzeugen können, daß beyde den Tod befördern, daß ſogar das natürliche Verwerfen in Seuchen die nämlichen Folgen hat.

3. A. Möchten doch dieſe Leute durch folgende Wahrheiten überzeuget werden, daß es keine abtreibenden Mittel giebt; daß alle diejenigen, die dafür ausgegeben werden, blos die Krankheit verſchlimmern, und daß nichts als die Zunahme des Uebels die Frucht aus dem Leibe treibt.

B. Daß alle, welche einer geſunden Kuh die Frucht vor der Zeit und mit Gewalt aus dem Leibe reiſſen, die Kuh ums Leben bringen.

§. 14.

Seuchen, die ſich gegen den zwölften Tag mit dem Tode oder der Beſſerung enden, bringen in der dritten Epoche folgende Zufälle hervor:

1. Den ſechſten, höchſtens den ſiebenten Tag, vermindert ſich die Hitze; die Wärme des Körpers ſinkt unter den natürlichen Grad.
2. Die Hörner, die Ohren und die Schenkel ſind bis nahe am Körper kalt;
3. die Augen matt; ſie liegen tief im Kopfe und ſind mit Materie überſchwemmt.
4. Die Naſe iſt voll Schleim, der oft wegen ſeiner Natur, oft wegen ſeines Aufenthaltes ſtinkt. Im erſten Falle iſt er von übler, im zweyten von beſſerer Art.
5. Die untere Lippe iſt ſchlapp.

6. Das Maul geifert nicht mehr: es haucht einen übeln Geruch.
7. Die Zunge ist rauh und trocken, vorzüglich in der Mitte. Oft sieht man Sprünge; bisweilen kleine Blasen, bisweilen kleine Geschwüre daran.
8. Der Puls ist klein, das Odemziehen beschwerlich, das Herz bewegt sich matt.
9. Der Bauch ist geschwollen, mehr oder weniger gespannt, eingefallen oder gedehnt.
10. A. Die Haut hängt fest am Fleische, bisweilen ist sie mit Beulen, bisweilen mit Ausschlägen am Rücken, bisweilen durch eine Windgeschwulst erhoben, die Knastern bey dem Drücken erweckt. Manchmal ist Wasser unter derselben versperrt.

B. Nach dieser Verschiedenheit sind die Auswurfsmaterien des Afters und der Harnblase geartet.

11. Der Harn ist braun oder trübe, er fließt meistens in geringer Menge, nachdem die Oeffnungen der Därme flüssig, häufig oder selten sind.
12. Der Koth, den der After spritzt, ist Wasser von verschiedenen Farben; am meisten grün oder braun, und öfters mit Blut gemischt.

§. 15.

1. Nach Beschaffenheit der Auswurfsmaterien durch den After, ihrer Farben und Geruch, kann man die Beschaffenheit des Blutes und des Körpers, den Zustand der Theile und den Ausgang der Krankheit erkennen.
2. So ist in den meisten Seuchen, die nicht vor dem sechsten Tage tödten, der Zustand der Thiere bis zum neunten oder zehnten Tage beschaffen.
3. Doch macht das Alter, das Geschlecht, die Jahreszeit, die Himmelsgegend, das Wetter, die

Natur

Natur der Krankheit, ihr Grad, die Nahrung, Wartung und Pflege, einen groſsen Unterschied in der Gefahr und im Ausgange der Seuchen.

§. 16.

Von der vierten Periode dieses Uebels will man keine Erwähnung machen. Die Zufälle, welche sie erregt, gründen sich auf mehrere Schwäche, und meistens auf höhere Lebensgefahr des Thieres.

Vierter Abschnitt.

Einleitung in die Heilung der Seuchen.

§. 1.

Ehe der Arzt in Seuchen irgend ein Hülfsmittel empfiehlt, muſs er folgende Gegenstände vorher betrachtet haben: die kranken und ihre Pflege, die gesunden und todten Thiere. Jeder von diesen Gegenständen bezieht sich auf Kenntnisse der reinen Physik, auf ächten ärztlichen Verstand, der durch die Vernunft geläutert und durch die Erfahrung gewürzet ist.

§. 2.

Bey den gesunden betrachtet er: von was für einem Schlage sie sind, wie ihre Körper aussehen, wie ihr Zustand beschaffen ist; wie die Thiere überhaupt ernährt, gewartet und gepfleget werden.

§. 3.

Bey den kranken muſs er erforschen, in was die Seuche besteht, sich erkundigen, wie die Krankheit ihren Anfang genommen, was sie für Zufälle begleiten, was sie für Ausgänge genommen hat: ob sie viel oder wenige ermordet, schnell oder langsam tödtet.

§. 4.

1. Mit den todten muß der Arzt durch die Sprache der Zergliederung reden; sie erklärt ihm den Sitz der Krankheit und den Zustand der Theile, die sie ergriffen hat.

2. Wenn er diese wenigen Regeln im Geiste recht gefaßt, mit der Constitution, der Jahrszeit und der Witterung genau verglichen hat, so werden sie ihm, wenig Fälle ausgenommen, die Natur der Ursachen und der Krankheit sehr oft deutlich enthüllen.

A. Durch die Erforschung der Krankheitsursachen muß der Arzt die gesunden für der Seuche zu schützen suchen: Dies ist sein größter Zweck, nach diesem muß er trachten.

B. Derjenige, welcher sich blos die Kranken, und nicht die Krankheit zum Hauptgeschäffte macht, der verfehlt ihn allezeit; er verfehlt ihn um so mehr, weil die Zahl der kranken gegen die Zahl der gesunden in keinem Verhältnisse steht.

§. 5.

1. Bey den meisten Seuchen, ich dürfte fast sagen bey allen, die gefährlich sind, gehen von denen, die die Seuche ergriffen hat, wenigstens zwey Drittheile verloren; der Ueberrest ist folglich klein, wenn man zum Verlust der ersten die Zeit, die Mühe, die Hülfsmittel und den Aufwand berechnet, den sie verursacht haben, so sind diejenigen, welche dem Tode entkommen, immer von geringem Werthe.

2. A. Es ist also wider das gesellschaftliche Interesse, wenn man die gesunden verabsäumet und die kranken retten will. Für die letzten sucht man beständig

dig Aerzte; für die ersten aber selten Mittel, die aus ächten Grundsätzen quellen.

B. Diejenigen, durch welche wir heut zu Tage das gesunde Vieh vor der Seuche bewahren wollen, haben traurige Wirkungen hervorgebracht. Das Aderlassen, das Purgiren, das Schwitzen, das Eingeben der bittern Kräuter und Wurzeln, hat die gesunden Thiere weit mehr zur Aufnahme der Seuche bereitet, als sie davor bewahret.

C. Wir müssen daher andere suchen, als die bisher gebrauchten; wir müssen sie aus den Quellen schöpfen, die auf die Erhaltung Einfluß haben, und keines von denen anwenden, welche den Körper schwächen, oder seiner Gesundheit schaden.

§. 6.

Ich kenne keinen Fall, wo die sehr bittern Dinge dem gesunden Rindviehe nützlich wären; aus meinen Händen haben sie nie gute Wirkung gethan; den Pferden sind sie bisweilen dienlich, am meisten aber den Schaafen, wenn man sie ihnen behutsam und in kleinen Gaben reicht; doch schaden sie auch diesen, wenn der Thierarzt solche wählt, die bitterer als Wermuth sind.

§. 7.

1. Eben so verhält es sich mit der Assa, mit der Seife, mit den stinkenden Oelen, mit fetten und ranzigen Sachen. Alle diese Dinge, und unzählig viele andere, welche die Gewohnheit eingeführt hat, schaden nicht nur dem kranken, sondern auch dem gesunden Viehe.

2. Celsus wußte schon, daß fast alles schade, was wider die Gewohnheit ist; nur wünschte ich, daß er nicht gesagt hätte, daß der Arzt besser thue, ein ungewisses Mittel, als gar keins anzuwenden.

den. Das letzte hat die Welt zum Sinnspruche gemacht; ich wünschte, sie hätte das erste dazu erwählet.

3. Die Natur hat tausend Wege sich zu helfen, wenn kein Mittel helfen kann; alle Verrichtungen in der thierischen Maschine sind Arzneyen; so lange das Leben glimmt, vertritt es die Stelle des Arztes.

§. 8.

In der ganzen Viehartzney ist aber keine unschädliche Medizin; alle verwandeln sich in Gifte, wenn sie übermäßig oder zur Unzeit gegeben werden. Die wirksamsten, die ich gegen die Seuchen, überhaupt zu reden, kenne, sind reine Luft, Salz und bisweilen Salpeter. Sie nützen den kranken oft, ohne jemals den gesunden zu schaden.

§. 9.

1. Wenn ich sage, daß sich der Arzt mehr um die Krankheit der gesunden Thiere, als um die Seuchen der kranken bekümmern solle, so folget nicht daraus, daß er die letztern verlassen müsse; sie gehören ganz zu seinem Zwecke. Er muß im Gegentheil ihr Uebel aus dem Grunde kennen, er muß ihren ganzen Lauf, alle ihre Anfälle, ihre ganze Naturgeschichte wissen, wenn er diejenigen, die für gesund angesehen werden, vor der Seuche beschützen will.

2. Wer den Zustand der letztern von aussen und innen kennt, wird wenige darunter finden, die diesen Namen verdienen. Die Jahrszeit, die Witterung, die Ursache, welche die Seuche erregt u. s. f. hat ihre Körper verändert: sie haben nicht auf die kranken allein, sie haben auch auf die gesunden gewürket. Sie sind also nicht gesund. Die

Farbe

Farbe der Augen, die Beschaffenheit der Zunge, der innern Nasenhaut und mehrere Theile des Körpers zeigen dem Kenner klar, das, was ich hier sage; der Fortgang der Seuche beweiset es.

3. Kann aber der Arzt die wirkenden Ursachen entfernen, welche Gelegenheit zu diesen Veränderungen geben? kann er die Winde wenden, die Jahrszeiten verwechseln, die Witterung anders machen? Nein, er hat nichts mit der Zeit, nichts mit der Witterung zu thun, der Körper ist seine Sache. Glücklich, wenn er es dahin bringt, daß er durch ein kluges Verfahren seine Stimmung verändern kann, die zur Seuche Gelegenheit giebt.

Fünfter Abschnitt.

Wirkung der innerlichen Arzneyen in Seuchen, und gewöhnliche Behandlungsart dieser Plagen.

§. 1.

1. Nach einer langen Erfahrung und dem Zeugnisse der beßten Aerzte, hat nichts bisher gegen die Seuchen kräftig gewirket. Die beßten Arzneyen haben den Kranken geschadet. Den Thieren, welche dem Tode entkommen sind, wurde das Leben durch Naturkräfte und glückliche Krisen gerettet.

2. Wenn dieses Wahrheiten sind, so ist ein Arzt entweder unwissend oder verwegen, der den Kranken Hülfsmittel reicht.

3. Gewiß ist es, daß die innerlichen Arzeneyen, die dem Körper Gewalt anthun, keine gute Wirkung machen. Gewiß ist es, daß die beßten schaden, wenn man sie den Kranken reicht,

da die Verdauung stille steht; daß sie in diesem Zustande im Magen liegen bleiben, ohne sich mit dem Blute zu mischen; daß endlich alles, was den Thieren mit Gewalt, oder zur Unzeit eingegeben wird, mehr schädlich als nützlich ist.

4. A. Gewalt ermattet die Kranken; die Eindrücke, die ihre Körper durch die Hände derjenigen leiden, die sie zum Einnehmen zwingen, macht die Thiere kraftlos, schwach, sie vermehret ihnen die Angst, die Hitze, die Zufälle, das Fieber.

B. Dieses sind zum Theil die Ursachen, daß die innerlichen Arzneyen, die man in Seuchen reicht, so üble Wirkungen machen.

§. 2.

Nachdem die Erfahrung zeigte, daß die Aerzte von ihren Arzneyen wenig zu erwarten haben, sind sie auf die Gedanken gerathen, daß die Seuchen unheilbar wären, daß es keine Mittel dagegen gäbe, daß man die Kranken dem Schicksale überlassen müsse, daß nichts thun, das beßte sey.

§. 3.

1. Wahr ist es, daß diese Plagen sehr oft tödlich sind: Doch sind sie es nicht deswegen, weil die innerlichen Arzneyen nicht wirken, sondern weil die Krankheit zu geschwinde steigt, die Zufälle überspannt; die Ursachen tödtlich sind, die sie veranlasset haben. Man hat Thiere von der Pest ergreifen, krank werden und sterben gesehen, ehe man Hülfsmittel bereiten konnte.

2. A. Dies ist nicht nur von giftigen, sondern von allen Krankheiten wahr, die Lebenstheile einnehmen. Die Zufälle, mit denen sie erscheinen,

sind

sind so heftig, so dringend, so stark, daß sie in etlichen Stunden, in zween, in dreyen Tagen, oft beym Anfall den Tod bringen.

B. Je geschwinder dieselben steigen; desto schneller folgt der Tod. Wenige von denen werden gerettet, bey welchen die Krankheit weniger als zwölf Tage dauert. Aus diesen kann man sehen, wie klein die Zahl seyn müsse, die das Leben erhält, wenn sich die Krankheit vor dem fünften oder siebenten Tage endet.

3. Alle Hülfsmittel braucht man umsonst, wenn es der Natur an Zeit, an Kraft, an innerlichem Vermögen fehlt, eine vollkommene Krisis zu machen.

4. A. Alle Thiere sterben, die beym Anfalle der Seuche brüllen, den Kopf in die Flanken schlagen, die in der Entstehung des Uibels in heftige Bauchflüsse verfallen; die Ichor, die aufgelößtes Blut, urinfärbiges Wasser durch den After ausspritzen.

B. Eben so geht es den Kühen, die beym Eingange des Uibels verwerfen.

C. Keines entkommt dem Tode, dem bey offenen After der Bauch von innen aufschwillt, das eine weiche, schlaffe, bleyfarbige Zunge hat.

D. Nur diejenigen werden gerettet, die die Krankheit lange plagt, bey denen die Zufälle langsam steigen und fallen, das Uibel sich gelinde vermehrt, die eine vollkommene Krisis machen.

E. Diejenigen sind in Gefahr, die gelbe Blasen an den Seiten der Zunge bekommen: und diejenigen sterben, denen blaue an diesen Theilen auffahren, besonders, wenn sie braune Jauche enthalten, und brandige Geschwüre hinterlassen.

§. 4.

§. 4.

Doch ist in keinem Orte das Uibel sich allzeit gleich, wenn anders die Seuche nicht flüchtig, sondern von Dauer ist.

1. Die Lage der Länder, der Oerter, der Weiden, des Futters, so die Thiere genieſſen, macht einen Unterschied.
2. Der Schlag der Thiere, ihr körperlicher Zustand, das Verhalten, die Jahrszeit, die Witterung, die Verschiedenheit des Zuges der Winde, vermehren und schwächen die Gefahr.
3. Die Hitze, die Feuchte, die Näſſe verändern der Seuche Hang; die Kühle machet diejenigen sanft, die bey der Wärme gefährlich waren, und die Kälte zernichtet jene, welche die Hitze zur Ursache haben.
4. Die Gefahr ist oft in einer und der nämlichen Seuche, zwischen jungen und alten Thieren, merklich unterschieden.
5. Die Gewalt der Krankheit ist nicht selten zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht, zwischen geschnittenen und ungeschnittenen Ochsen, zwischen trächtigem, milchgebendem und geltem Viehe verändert.

§. 5.

Ein Arzt, der dies nicht kennt, der nirgend zu helfen weiß, ist gefährlicher als die Seuche.

1. Bey dieser vielfältigen Verschiedenheit, in Absicht der Grade der Pesten, muß ein Mann von Verstande denjenigen Oertern und Thieren vorzüglich zu Hülfe kommen, welchen er helfen kann, und die ohne seine Hülfe verderben.
2. Der Fall ist fast allzeit möglich: kann er die alten nicht retten, so steht er den jungen bey; gehen

hen die starken zu Grunde, so hilft er den schwachen auf. Nie aber muß er seine Mühe, seinen Fleiß, seine Wissenschaft verschwenden, wo sie nicht nützlich ist.

3. Im Nothfall thut er er genug, wenn er diesen das Leben erhält, die ohne seinen Rath verwahrloset, vielleicht gar umgebracht wären.

4. Diese Ermahnung ist vielleicht überflüßig; der Kluge thut es nicht. Nur derjenige will alle retten, der keinem helfen kann.

§. 6.

Allein was ist zu thun, wenn die Arzeneyen nicht helfen? Unglücklich ist der Arzt, der nichts als Eingüsse kennt. Dies sind seine schwächsten Waffen. Ich sehe die Zeiten von ferne, die den thierärztlichen Verstand aus dem Sumpfe reissen, und trokkene Wege zeigen.

1. Das größte Heilmittel in großen Krankheiten, ist der ärztliche Verstand. Derjenige der die Kranken nach den Umständen ihres Uibels, der Zeit, und der Natur der Thiere zu leiten weiß, besitzet dieses kostbare Mittel.

2. Die Plagen, welche die innerlichen Arzeneyen nicht überwinden können, überwindet oft das Verhalten, der ächte Gebrauch der Nahrung, des Getränkes, die Auswahl und Entfernung des Futters.

3. Kann sich das Leben so lange erhalten, bis diese Heilmittel wirken, und die Natur eine Krisis macht, so werden die Kranken gesund.

4. A. Oft werden die Kranken geheilt, wenn der Arzt die Umstände abändert, die nicht zu den Ursachen der Seuchen gehören, sondern blos zufällig das Uibel verschlimmern.

B. Die

B. Die Mäßigung der Wärme, die Abänderung der verdorbenen Luft, die Ruhe, die Reinlichkeit, die Kunst, den Aufenthaltsort der Kranken den Zufällen so anzupassen, daß er ihre Wirkung vermindert, sind Arzeneyen, die unaufhörlich wirken.

§. 7.

Wenn die innerlichen Hülfsmittel nicht wirken, wenn sie den Zustand der Krankheit verschlimmern, dann machen oft die äusserlichen gesund.

1. A. Die beßten, die der Arzt von den letztern in Seuchen anwenden kann, sind: die reizenden Dinge, die künstlichen Geschwüre, das Feuer, das glühende Eisen.

B. Alle diese Hülfsmittel sind wirkend, wenn sie zur rechten Zeit, am gehörigen Orte, nach dem Grade des Uibels, und in gehörigem Maase angewandt werden.

C. Wird aber eines mit dem andern verwechselt, werden sie zu spät gebraucht, oder unrecht angewendet, so sind sie nicht nur unnütz, sondern auch schädlich. Eben das geschieht, wenn man sie zu gelinde oder zu heftig anwendet.

2. Wenn alle Hülfsmittel schaden, machen oft jene gesund, die der thierische Instinkt dem kranken Körper empfiehlt:

A. Man verwehre sie den Thieren nicht, wenn sie das Gefühl dazu treibt, sollten es auch Dinge seyn, die der Name zu Giften machet.

B. Was den Sinnen in Krankheiten schmeichelt, wird fälschlich Gift genannt; denn viele verdienen diesen Namen nur zu gewissen Zeiten, und bey gewissen Umständen des Körpers oder der Säfte.

Die

Die Gifte verwandeln sich nach diesem Verhältnisse sehr oft in Nahrung, oder in Arzeneyen, und die unschädlichsten Dinge nicht selten in Gifte.

C. Das Leben, der Instinkt, die Thiere, die Erfahrung selbst reden oft diese Sprache; wir müßten der Natur widersprechen, wenn wir eine andere redeten.

D. Wie die Krankheiten den Körper schwächen, das Blut und die Säfte verändern, verändert sich der thierische Instinkt, wenn anders der Magen verdauet.

E. Die Wärme, die Kälte, die Nässe, die Jahrszeit ꝛc. stimmen die Nerven anders; der widernatürliche Zustand der Zunge giebt dem Gaumen einen andern Geschmack. Der Magen verfällt in Sehnsucht oder in Ekel, so oft die Zufälle in Krankheiten wechseln.

F. Alle Hülfsmittel und Methoden, die aus andern Grundsätzen entspringen, haben getödtet, mehr oder weniger geschadet.

a. Alles was auf die Körper der Kranken wirket, macht das Uibel besser oder schlimmer. Alles, was der Arzt empfiehlt, sollte es auch nur eine Kotze, eine gelinde Decke, ein offenes oder geschlossenes Fenster seyn, muß nach dem Laufe der Krankheit gewählet, der Gefahr und den Zufällen passen, der Jahrszeit, der Witterung, den Umständen angemessen seyn, wenn es nicht schaden soll.

b. Nach dieser Verschiedenheit ist die Heilart sowohl in Seuchen, als in andern Krankheiten der Thiere verschieden.

Sechster Abschnitt.

Behandlung der gesunden, und die Heilung der kranken Thiere in Seuchen, die im Frühjahre erscheinen.

§. 1.

Die Kenntniß des körperlichen Zustandes der gesunden und kranken Thiere, die Kenntniß der vorhergegangenen Konstitution und der Ursachen, die die Säfte verändern, müssen den Plan angeben, nach welchem die Gesunden erhalten, und die Kranken geheilt werden sollen.

1. Die Zeit, die Umstände, die Witterung verändern die Grundsätze dieses Plans.

2. Oft liegt die Ursache der Seuche weder in der verflossenen, noch in der gegenwärtigen Zeit, in welcher die Seuche entsteht. Der Winter ist oft gut, die Witterung gesund gewesen; allein es hat den Thieren an Wartung, an Nahrung, an frischer Luft, an gesundem Futter gefehlet.

3. Das Heu, Grummt, das Stroh, haben vielleicht in der Aerndte in Schöbern, unter zerrissenen Dächern Schaden gelitten; diese Nahrungsgattungen können im Dürren durch anhaltende Regen ausgewässert, oder nachdem verdorben seyn. Alles dieses muß der Arzt erforschen, betrachten, überlegen.

4. Die Magerkeit der Thiere, ihre Fette, ihre Stärke, ihre körperliche Beschaffenheit, ist oft der Verräther davon: das Feuer der Augen, die Farbe der Zunge, der innern Nasenhaut, zeigen es bisweilen an; die Bewegungen des Herzens und der Schlagadern geben es oft zu erkennen: sie sagen gleichsam dem Arzte wie er die Gesunden erhalten und die Kranken behandeln soll.

5. Wer

5. Wer alle dieses erwäget, wird einen guten Plan entwerfen, wird richtig voraussagen können; er wird das gesunde Vieh, das der Seuche nicht zu nahe ist, oft vor der Seuche beschützen; er wird vielen Kranken helfen, wenn die Krankheit nicht zu geschwinde steigt; er wird es wenigstens wissen, wenn und warum er nicht helfen kann.

A. Sind die Thiere mager, kraftlos, schwach, ehe sie die Seuche ergreift, so sterben die kranken fast alle, und zwar in wenig Tagen.

B. Eben so geht es, wenn sie allzufette Körper haben. Ist ihr Blut nicht dichte, nicht roth, ehe sie in die Krankheit verfallen, so werden blos diese gesund, die bessere Säfte haben.

6. **Wer in dem Zustande Ader läßt, der bringt alle ums Leben, denen er Blut abzieht, wenn er ihnen auch nur wenig abnähme.**

Das Blut, das den Thieren genommen wird, ist tiefbraun schwärzlich, wässerich, dünne, wenn es aus den Adern rinnt, und so lange es seine Wärme behält; dies geschieht vorzüglich wenn der Winter naß, die Witterung lau, und die Ställe sehr warm gewesen sind.

7. Wenn die Thiere die Wintermonate hindurch übel ernähret worden, wenn sie leeres ausgewässertes Heu, gemeines Stroh, Hexel, staubige Spreu ohne Körner, kein, oder zu wenig Salz und schlechtes Futter genossen haben; in allen diesen Fällen ist das Blut ohne Kraft, ohne Röthe, ohne Leben.

8. Ein Arzt, den seine Augen die Viehartzney gelehrt, der richtigen Verstand, der reine wissenschaftliche Vernunft, und erfahrne Sinne hat, ein solcher Arzt sage ich, kennt den Zustand der thierischen

Säfte in den Adern, ohne ein Gefäß zu öffnen; er sieht die Ursachen von aussen, die im Innern des Körpers wirken, und die Säfte verändert haben.

9. Ist der Winter kalt, die Jahrszeit gut, und dem Himmelsstriche angemessen gewesen, unter welchem die Thiere leben, so liegt die Ursache der Pest im Stall, im Verhalten, im Futter, in seiner Natur, seinem Mangel, oder im Einsperren des Thieres.

A. In solchen Umständen werden die noch scheinenden Gesunden, die der Seuche nicht zu nahe sind, vor dieser Krankheit beschützt; wenn man anfänglich und zwar einige Tage hindurch, die Fenster und Thüren öffnet; wenn man die Ställe reiniget, ausmistet, von Kothlacken, von Harn, von der allzugroßen Anzahl Vieh befreyet.

B. Wenn man, nach der Reinigung der Ställe, das Vieh in den heitersten Stunden des Tages, in reine Höfe treibt, und alda auslüften läßt.

C. Wenn man es in der freyen Luft an Salzsteinen lecken läßt, ihm Salz, oder gesalzenes Wasser giebt, wenn man ihm die Luft, und mit ihr die Menge des Salzes vermehrt.

D. Wenn man dem Vieh Reisig von gesunden Tannen, Zweige von jungen Bäumen, die noch nicht ausgeschlagen sind, mit der Rinde zu käuen giebt.

E. Wenn man ihm die Nahrung verändert, verbessert, vermehret.

F. Wenn man bey dem Futtermangel die Zahl der Thiere vermindert, und besonders die Gattung abschafft, von welcher die meisten gestorben, oder krank geworden sind. Z. B. von alten, von jungen, von starken und schwachen u. s. f.

6. Die übrigen müssen nach der angegebenen Art erhalten, ernährt, gewartet und gepfleget werden.

§. 2.

1. Die Gesunden müssen von den Kranken entfernt, sie müssen täglich geputzet, gerieben, die unreinen Theile gewaschen, der Körper gereiniget werden.
2. Der Innhaber hüte sich, die Thiere auf die Weide zu treiben, im Falle es auch die Witterung erlaubte. Ich rede von Frühjahrsseuchen, von Pesten, die im Hornung, im Merz, im April ausbrechen. Ich rede vom Himmelsstrich, für welchen ich schreibe.
3. Wer die Thiere auf die Weide treibt, so lange die Witterung feucht, die Erde naß, kalt, mit faulem Grase bedeckt, von Schneewasser durchdrungen ist, vermehrt die Anlage zur Seuche. Das junge unreife Gras, das alsdenn aus der Erde keimt, ist Nahrung für die Pest; diese Eigenschaft behält es so lange, als seinem Stamm das Körnige, und seinem Safte die Reife fehlen.

§. 3.

Auf eine fast ähnliche Weise muß der Arzt die gesunden Thiere vor der Seuche zu beschützen suchen, wenn ihre Körper den Hang dazu, von der Konstitution erhalten.

1. Die festen und flüßigen Theile sind in eben dem Stande, wie im vorigen Fall, wo die Seuche vom üblen Verhalten, vom Nahrungsmangel, vom Stall ꝛc. entsteht. Ausser der längern Dauer des Uibels, habe ich keinen Unterschied bemerkt; aber auch diesen nur dazumal, wenn die Witterung ihre Eigenschaften nicht verändert.

2. Allein selten ist die Konstitution die einzige Ursache dieser Plagen; meistens sind die Ursachen, von denen ich geredet habe, mit der, die die Konstitution entwickelt, verbunden.

3. Trockene Ställe, gute Streu, gutes dürres Futter, Steinsalz, Trebern, Staubmehl, Kleye, geschrotene Bohnen, geschrotener Hafer, Gerste und andere Hülsenfrüchte, die dem Rindviehe gedeihen, sind die beßten Präservativarzeneyen wider die Seuchen, die von feuchten, lauen dämpfigen Wintern entstehen, wenn sie den Thieren in gehöriger Menge gereicht, und langsam vermehret werden.

§. 4.

1. Die Möglichkeit, die Kranken zur Genesung zu bringen, die im Frühjahr in die Seuche verfallen sind, hängt von der Stärke der Krankheit, von ihrem geschwinden oder langsamen Laufe, von den Theilen die sie ergreift, von dem Zustande der Körper, von dem Verhalten der Gesunden, von dem Verstande des Arztes, von der Zeit, und der Wahl der Hülfsmittel ab.

Je größer das Uibel ist, je weniger wird er heilen; je geschwinder die Krankheit steigt, desto minder rettet er die kranken vom Tode.

2. Die wirksamste Arzney die der Arzt verordnen kann, sobald sich die Thiere klagen, ist der Ort, wo das kranke Thier die Krankheit überstehen soll.

3. Die Zeit, die Witterung, die Zufälle sind bey der Wahl desselben genau zu betrachten: die Wärme, Kälte und Näsſe, die Schauer des kranken Körpers, das Steigen und Fallen des Fiebers in der Ab- und Zunahme des Uibels, sorgfältig zu

erwä-

erwägen. Von allen diesen müssen die Krankenwärter genau unterrichtet werden. Ist der Ort gewählt, und der Sitz der Krankheit entschieden, wo sich die Entzündung befindet, so brauche man folgendes Mittel.

A. Man nimmt ein rundes, glühendes Eisen, ungefähr einen Daumen dick, und brennt damit dem Kranken die Haut in der Gegend der Magengrube, des Nabels und in der Mitte der Brust, bis die Oberfläche der Haut eine hellbraune Kastanienfarbe erhält.

B. In eben der Zeit, das ist bey dem ersten Zeichen, die das Thier von dem Anfall der Seuche giebt, macht man ein künstliches Geschwür vorwärts an der Brust, welches entweder in einem langen Eiterbande (Setatium) oder in dem sogenannten Gilbwurzel- oder Nisewurzelstekken, besteht.

C. Wer die Niesewurzel dem Eiterbande vorzieht, muß die kräftigste, die schärfste wählen: sie muß so wirkend seyn, daß sie in Zeit von einem Tage eine starke Geschwulst erregt.

D. Das kranke Thier bleibt alsdann am angewiesenen Orte; im Schauer wird es bedeckt, und in der Hitze nackend gelassen. Im letztern Falle werden die Fenster und Thore geöffnet, im erstern aber zugemacht.

E. So lange das Fieber steigt, ist gesalzenes und mit Salpeter versetztes frisches Wasser Medizin; und alles, was nähret, Gift. Ich schliesse die Gattungen aus, die der Instinkt verlangt; diejenigen aber, welche der Schmerz, die Angst, die Ungeduld bisweilen wählet, werden nie erlaubt.

F. a. Zum Unglück verstehen dies die Wärter der Kranken nicht; deswegen ist es besser, daß der Arzt im Anfange die trockene Nahrung verbiethe, und blos den Trunk erlaube, wenn anders die Kranken trinken, ohne sie dazu zu zwingen. Trinken sie nicht selbst, so ist es ein übles Zeichen.

b. Vor dem Trunke wird dem Kranken das Maul, die Zunge, das Zahnfleisch und die Zähne mit stark gesalzenem Wasser, vermittelst eines reinen Schwammes, der um einen kurzen Stab gewunden, und am Ende desselben wohl befestiget ist, rein gewaschen.

c. Ist die Zunge unrein, mit zähem Schleim überzogen, und gleichsam mit einer Haut bedeckt, so leget man dem Kranken einen Kauballen, in der Gestalt eines Gebisses ins Maul, der aus Kleyen und Salz bereitet, und mit reiner Leinwand umwickelt ist.

§. 5.

Sobald sich die Augen entzünden, müssen sie oft des Tages mit kaltem Wasser gewaschen werden; sobald die Nasen rotzen, die Augen zu thränen anfangen, muß das nämliche geschehen, und damit angehalten werden, so lange das Uibel dauert.

§. 6.

Auf eben die Art werden die künstlichen Geschwüre, die Eyterbänder, die Gill- oder Nießwurzelschäden von der Materie gereiniget, die sich von aussen an die Haare klebt.

§. 7.

Die Schwämme, deren man sich zur Reinigung dieser Theile bedient, müssen nach jedem Gebrauche

che gewaschen, und alsdann in der freyen Luft getrocknet werden. Man hüte sich mit denselben gesunde Thiere zu waschen; denn ist die Seuche ansteckend, so sind alle diese Werkzeuge giftig, welche mit dergleichen Materien besudelt worden.

§. 8.

An den Schürfen der Brust und des Bauchs, die das glühende Eisen verursacht hat, haben die Wärter nichts zu machen. Sollten sie an einigen Orten Materie zeigen, oder durch das Liegen der Thiere in brandige Geschwüre übergehen, so werden sie mit frischem und gesalzenem Wasser gewaschen, das übrige der Natur überlassen.

§. 9.

Am dritten oder vierten Tage, giebt man dem kranken Vieh, anstatt des frischen gesalzenen Wassers, einen Trank von gekochten Brodrinden und Heu.

1. Dieser Trank wird nach dem Zustande des Uibels, mit Honig, mit Salpeter versetzt; jedesmal aber mit einer starken Portion Küchen- oder Steinsalzes gesäuert, besonders aber alsdenn, wenn der After verstopfet ist.
2. In diesem Falle giebt man ihm vom gemeinen Heutranke milchwarme Klystire; sie helfen selten viel, allein bisweilen doch etwas, das ist: sie entledigen den Mastdarm vom Kothe, der sich am Ende desselben aufhält. Wenn ich nach meiner Erfahrung rede, so loben die Thierärzte diese Hülfsmittel mehr, als sie ihre Wirkung lobet.

§. 10.

1. Am dritten oder vierten Tage verfallen die Kranken (in den Seuchen, die sich um den zwölften Tag

Tag enden) meistens in die Ruhr. Ich weiß kein Mittel dagegen; die beßten, die ich kenne, sind: dicke Mehlsuppen, Suppen von geröstetem Brode, von Erdäpfeln, von Heidegrütze, von Gries.

2. Von der einen oder von der andern, lasse ich die Thiere zwey- bis dreymal des Tags ein gutes Seidel, oder Pfund einnehmen.

3. Sie haben das vorzügliche Gute, daß sie lindern und ernähren, besonders wenn sich das kranke Vieh darnach sehnet. Wenn man das letzte bemerkt, muß man diejenigen wählen, nach welchen sie am meisten verlangen. Sie dürfen in nichts anderm, als in Wasser oder Heubrühe gekocht, mit etwas Salz gewürzt, den Thieren gereichet werden.

4. Wenn die Kranken schwächer werden, so versetze ich diese Panaden mit einem Glase voll Wein, oder gutem alten Bier, und lasse ihnen dabey den zuvor beschriebenen Trank, von Heu und Brod, mit grobgestossenen Rinden von jungen Eichen abgesotten, dreymal des Tages reichen.

§. 11.

1. Nach dieser Heilart behandle ich die kranken und die sogenannten gesunden Thiere, bey Seuchen die im Frühjahr erscheinen. Wartung, Pflege, Reinlichkeit, gute Streu, trockne Ställe, reine Luft, Aufmerksamkeit den Körper zu kühlen, wenn die Hitze und das Fieber tobet, Aufmerksamkeit für das Oeffnen der Fenster und Thüren, gehören alle unter die großen Hülfsarzneyen.

2. Kann man durch diese Mittel die Kranken so lange erhalten, bis die Natur eine Krisis macht, so bringt man die Thiere davon; ist hingegen die Seu-

Seuche so giftig, daß sie geschwinde tödtet, so steht der Arzt so lange still, bis ihm die Zeit zu Hülfe kommt, und die Zufälle müde werden.

Siebenter Abschnitt.

Behandlung der gesunden und die Heilart der kranken Thiere, in Seuchen, die im Sommer ausbrechen.

§. 1.

Die Sommerseuchen sind in der Hitze am stärksten. Die Kranken werden in dieser Zeit theils von dem Feuer des Fiebers, theils von den Nebenursachen, die dieses Feuer vermehren, getödtet oder in Lebensgefahr versetzt.

§. 2.

1. **Hier ist die Ehre des Arztes in einer wahrhaft kritischen Lage:** von einer Seite wird er von der Pest, von der andern durchs Vorurtheil, durch die Unwissenheit der Menschen bekämpft; hier verfolgen ihn die Elemente, dort die Konstitution und das Wetter.
2. Alles ist ihm alsdann in seiner Wissenschaft feind, die Zeit, die Krankheit, der Körper und das Blut der Thiere; alles brütet Gift.
3. A. In dieser gefährlichen Lage muß er in der Nähe betrachten, was den Thieren und ihm den größten Schaden zugefüget, was die Zufälle am meisten vermehret, die Seuche vorzüglich verschlimmert, die Pest so giftig macht.

B. Die Lage des kranken Ortes, die Weiden, die Wohnungen, die Nahrung, Wartung und Pflege; die Hitze, die Dürre, die Nässe, die vorhergegangene Witterung, die

Kenntniß von allem diesem erklären dem Thierarzte oft sowohl die Grundursache der Seuche, als die Ursachen, die sie verschlimmern.

4. A. Doch folget nicht daraus, daß die Kranken geheilet und die Seuchen ausgelöscht werden, wenn man die Ursachen weiß, die diese Plagen erregen. Die Unmöglichkeit überwindet bisweilen den Arzt und die Natur. Wer kann dem Winde gebieten, die Ueberschwemmung hemmen, den Wolken das Wasser nehmen, der Sonne Feuer auslöschen?

B. Inzwischen ist es genug, wenn der Arzt die Nebenursachen vermindert, die das Uebel gefährlicher machen.

C. Der Fall ist fast allezeit möglich, wenn er die Vortheile benutzt, die aus der medizinischen Naturlehre fließen, die Verminderung der Nebenursachen, welche die Krankheit verschlimmern, nutzet den Gesunden und Kranken, besonders aber den erstern, weil sie in ihnen den Hang zur Seuche schwächen.

§. 3.

1. Die Kranken sind selten zu retten; sogar bey gelinden Seuchen sterben in den warmen Sommermonaten die meisten, die diese Plage ergreift. Das Fieber wird während der großen Hitze so heftig, daß es die Säfte vergiftet, und alsdann die gemeinen Seuchen in Kontagionen verwandelt.

2. So schwer es aber in diesem Falle ist, den Kranken das Leben zu retten, so schwer ist es für den Arzt, die Gesunden vor der Seuche zu beschützen; denn an kranken Orten giebt es fast keine gesunden Thiere. Die meisten sind der Seuche, wegen der Beschaffenheit ihrer Säfte, ihrem körperlichen Zu-

stande nahe, die wenigsten sind von dem Uebel entfernet.

3. Doch kann der Arzt die Zahl der Kranken vermindern, wenn er die Grundursache weiß, welche die Seuche entwickelt, und die Nebenursachen kennet, die das Uebel verschlimmern. Die bloße Verlängerung der Zeit zum Uebergange der Plage befreyet oft davon. Kann er diesen Zeitraum verlängern, so bleiben die Thiere gesund.

§. 4.

1. Die Möglichkeit diesen Zweck zu erreichen, hängt von der Kenntniß des Arztes, von dem Vertrauen des Volkes in seine Wissenschaft, von dem Verstande der Menschen, denen er Rath ertheilt, von der körperlichen Beschaffenheit der Thiere, von der Lage des Landes, von dem Vermögen der Einwohner, von vielen Nebensachen ab, die mit diesen Verbindung haben.

2. Sind die Mittel vorhanden, durch welche es möglich ist, die Zahl der Kranken zu vermindern, so stützet sich die Wirkung derselben auf die Anwendungsart, wie man diese Mittel gebraucht.

3. Da die Gebrauchsmethode die Umstände zum Führer hat, da sie nach der Konstitution, der Zeit, dem körperlichen Zustande der Thiere, den Ursachen der Seuche ꝛc. gewählet werden muß, da sie von der Naturlehre, vom Verstande und nicht vom Laisten abhängt, so muß sie verschieden seyn; es ist folglich schwer zu bestimmen, in was die Methode bestehe, die das gesunde Vieh von der Seuche entfernet, wenn man die Umstände nicht kennet, gegen welche sie streiten muß.

4. Ist die Hitze zu heftig, ist sie für den Ort, die Gegend, die Zeit, den Himmelsstrich, in welchem

die Thiere sterben, ungewöhnlich, widernatürlich, so ist sie nicht selten die Grundursache der Seuche.

5. Die Nebenursachen, die alsdann das Uebel verschlimmern, die die gesunden Thiere krank, und die Krankheit tödtlich machen, sind: die trockene Atmosphäre, der Mangel des nöthigen Wassers in der Luft, der Mangel der erfrischenden und sauern Pflanzen, welche die heissen Konstitutionen unterdrücken, verderben oder gar nicht wachsen lassen; der Mangel des genießbaren Grases, des Futters überhaupt betrachtet.

6. Der Ueberfluß der gewürzten oder aromatischen Pflanzen, die heisse und dürre Erde, vorzüglich in ebenen Gegenden, der Mangel an Schatten, an Bäumen, an Laube u. s. f.

§. 5.

1. Aus diesen und mehreren Ursachen entstehen die Hindernisse und oft die Unmöglichkeit, die gesunden Thiere vor der Seuche, und die kranken vor dem Tode zu schützen.

2. Daher kömmt es, daß in einer und der nämlichen Zeit, in einem und dem nämlichen Orte, blos die Gattung der Thiere krank wird, welcher die Wirkung der angezeigten Ursachen schadet, daß sich die Schaafe wohl befinden, wenn die Pest das Rind- oder Hornvieh tödtet, daß die Seuche der letzten nur in gewissen Orten, nur unter gewissen Heerden, und nicht unter allen Heerden oder in allen Gegenden herrschet.

§. 6.

Das einzige Mittel, welches hier übrig bleibt, diejenigen vor der Seuche zu bewahren, die dem Uebel nicht zu nahe sind, ist:

1. Daß

1. Daß man die Thiere bey Tage in geräumigen Ställen verwahret, und in der Nacht auf die Weide treibe.
2. Daß man die Ställe in der Hitze so luftig, so kühl, als es immer möglich ist, mache;
3. Daß man die Gegend, wo die Luft in die Ställe dringt, bey der größten Wärme des Tages, fleissig mit Wasser begieße.
4. Daß man die Thiere ein- oder zweymal des Tages schwemme, mit frischem Wasser wasche oder bade.
5. Daß man das gesunde Vieh in Wälder oder in schattigte Gegenden treibe.
6. Daß man es fleißig tränke und ihm Salz zu lecken gebe.
7. Daß man die Thiere mit Klee, mit Luzerne, mit allerhand Blättern oder Wurzeln von Küchengewächsen, so viel möglich, ernähre.

§. 7.

1. Sind feuchte, neblichte Frühjahre, nasse Sommer und sumpfige Weiden Gelegenheitsursachen der Seuchen, so müssen die gesunden Thiere auf ebene Felder, auf Anhöhen, auf bergigte Gegenden getrieben, von Teichen und Flüssen entfernt, und wenn dazu keine Gelegenheit wäre, im Stalle mit Heu, Stroh und Steinsalz erquicket, und mit trockenem Futter ernähret werden.

2. Auf eine ähnliche Weise muß der Landmann und der Arzt die gesunden Thiere gegen die Seuchen zu schützen suchen, die nasse, dampfige Konstitutionen, nasse Weiden, kothige Ställe, sumpfige Höfe oder Dörfer im Herbste zu Grundursachen haben.

3. Wenn

3. Wenn und zu was immer für einer Zeit die Pest von diesen Ursachen entsteht, hüte sich der Arzt die berühmten Hülfsmittel zu gebrauchen, die der Welt so wenig genützet, und den Thieren so viel Schaden zugefügt haben, z. B. vor dem Aderlassen, vor den beängstigenden, schweißtreibenden und andern Ausführungsmitteln, die eine heftige Wirkung erregen.

§. 8.

1. Das Schwemmen, das Waschen und Baden, welches in Seuchen, die von der Hitze entstehen, die gesunden Thiere vor der Seuche bewahret, ist in allen diesen Fällen Gift.
2. Eben so üble Folgen können in gewissen Umständen die Haarseile, die Eiterbänder, das Feuer, das glühende Eisen erregen, wenn sie im unrechten Falle und zur unrechten Zeit gebraucht werden.
3. Wenn immer die nasse Konstitution, entweder die Hauptursache der Seuche, oder die Nebenursache ist, welche die Krankheit verschlimmert, sind nach der Entfernung beyder (in so weit sie sich entfernen lassen) Steinsalz, dürres Futter, trockene Ställe, Reinlichkeit des Körpers, der Dörfer, der Höfe, trockene Reibungen, Decken von wollenem Zeuge, loderndes Feuer, Dinge, die die Luft abdämpfen, ohne sie faul zu machen, saure Aepfel, die einzigen wirkenden Mittel, die sich Seuchen und Kontagionen widersetzen.

§. 9.

Die Mittel, welche in Seuchen, die von der Hitze entstehen, den Kranken am meisten helfen, sind das kühle Verhalten, die reine und frische Luft, das frische Wasser, das Stein- oder Küchensalz, der Sal-

Salpeter, der Heutrank, die sauern Früchte und Gewächse, das Brod, die Mehlsuppen, der Trank von Eichenrinde, die Eiterbänder, die Gillwurzel, das glühende Eisen, die Reinlichkeit und die gute Wartung.

Achter Abschnitt.

Das Einimpfen der Seuchen.

§. 1.

1. Das Einimpfen der Seuche hat seinen Ursprung durch das Einimpfen der Kinderblattern erhalten: es ist eine Nachahmung desselben.
2. Ich betrachte diese Operation keinesweges als ein Mittel, das die Seuchen mildert; ich sehe es als ein bloßes Probemittel an, durch welches man unterscheiden lernet, ob die Seuchen anstecken, oder nicht.
3. Am kranken Orte gelingt die Einimpfung nie; besonders wenn das Uebel bösartig ist.
4. Die durch die Kunst angesteckten Thiere werden eben so krank, wie jene, die von selbst in die Seuche verfallen.
5. Die Erfahrung hat diese Wahrheit in allen Ländern gelehrt; ob man sie schon bisweilen nicht ganz hat ausreden lassen.

§. 2.

1. **Die Ursache, warum das Einimpfen der Seuche an kranken Orten nicht gelingt,** ist: weil die gesunden Thiere in angesteckten Gegenden keine gesunden Körper und keine gesunden Säfte haben.
2. Ferner kommt noch hinzu, daß man die beste und größte Zahl, nämlich die trächtigen Kühe, nicht wohl einim-

einimpfen darf, ohne sie ums Kalb zu bringen und zugleich in Todesgefahr zu setzen.

3. Die guten Folgen, die wir von der Einimpfung haben, sind theils von gesunden Orten, theils von gesundem Vieh, theils von sehr guter Impfmaterie entstanden.

4. Man schreibe sie nicht der Methode, sondern der Gelindigkeit dieser Plagen zu; denn das nämliche Verfahren, die nämlichen Aerzte haben in einer andern Zeit, in einem andern Monate, bey anderer Witterung, andere Folgen von der nämlichen Methode empfangen.

§. 3.

1. In gefährlichen und schnell tödtenden Seuchen kann und wird dieses Mittel niemals gelinde wirken. Wir werden dadurch eben so viel Thiere verlieren, als durch die natürliche Vergiftung; und es wird eben so grausam, als die natürliche Pest.

2. An der Jahrszeit, am Körper, dem man die Seuche giebt, und an der Gelindigkeit der Materie, vermittelst welcher man die Thiere vergiftet, ist bey dieser Unternehmung alles gelegen.

3. Ist die Jahreszeit nicht gesund, ist sie zu warm, zu feucht, zu naß, zu trocken, zu kalt; sind die Thiere, die eingeimpfet werden, nicht vollkommen gesund; ist ihr Blut wässerig, locker, dünne; enthält es zu wenig Leben, zu wenig rothe Theile, so sind die Folgen der Einimpfung traurig.

4. Die nämliche Gefahr hat man zu erwarten, wenn die Impfmaterie von ungesundem Viehe, von Faulfieberseuchen, von Thieren gesammlet wird, die entweder aufgelöstes Blut, mattes, halb faules Fleisch, oder sonst verdorbene Säfte haben; in allen diesen Fällen gehen die Thiere ohne alle

Ret-

Rettung zu Grunde, denen man von solcher übeln Materie die Krankheit beygebracht hat.

Neunter Abschnitt.

Gebrauch der Häute von den Thieren, die in der Seuche krepirt sind.

§. 1.

Müssen wir die Häute mit den Thieren, welche die Seuchen tödten, verscharren, oder dürfen wir Gebrauch davon machen? Dies ist schon mehr als dreissig Jahre die Frage; vor dieser Zeit hätte man sie gar nicht aufgeben dürfen; bis auf den heutigen Tag ist sie nur an gewissen Orten erlaubt, ob sie schon eine Sache betrifft, die alle Länder angeht.

Um davon sicher zu seyn, sollte man gar nicht fragen, man sollte lieber Versuche machen. Der Gegenstand ist es werth; er interessirt jedermann.

§. 2.

Diejenigen, welche der Herr Marquis v. Courtivron 1745 auf seinem Gute zu Isurtil, der Herr Vicq d'Azyr 1775, und der Herr Professor Camper 1769 in Holland mit kranken Häuten und in kranken Orten, an sogenannten gesunden Thieren gemacht haben, sind nicht nur in zu kleiner Zahl, sondern auch zu unbestimmt, diese alte Frage sicher zu entscheiden.

§. 3.

Wenn man die Aeusserungen dieser drey Männer von dem Erfolge ihrer Versuche liest, weiß man nicht, ob die Thiere, die sie mit kranken Häuten bedeckten, angesteckt worden sind, oder nicht.

1. Der erste sagt, daß die zwey, welchen er die kranke Haut aufgelegt hatte, nur ganz wenig unpäßlich geworden wären; und

2. der andere, der eben diese Versuche an acht Stücken wiederholte, sagt, daß er nichts anders bemerket, als daß die Thiere Ekel vor dem Futter bekommen haben.

3. Herr **Camper** hat nichts anders gethan, als eine kranke Haut neben zwey jährige Kälber gelegt, die in einer Strohhütte eingesperrt waren. Von eben diesem berühmten Manne hat man einen Brief, den er den 11ten May 1770 an den Leibarzt des Königs von Dännemark, den Herrn Staatsrath **von Berger**, wegen der Ansteckung geschrieben hat. Ich ziehe folgende Stelle davon aus: „Wir haben mit dem Felle, mit dem Fleische, mit dem Fette, mit dem Blute u. s. w. von verrecktem Viehe eingeimpft, manchmal haben wir diese Materie acht Tage nach dem Tode genommen. Die Ansteckung geschah auch; allein leider! fast alle dergestalt eingeimpfte Kühe mußten das Leben lassen."

Man sieht, daß die wenigen Versuche nichts von der Sache erklären, die man eigentlich wissen will; man muß neue machen; Versuche, die bestimmt, die deutlich sind, die keine Zweifel, keine Muthmaßungen hinterlassen, ob wir etwas oder nichts zu befürchten haben. Sie müssen nicht im Kleinen, sie müssen im Großen gemacht werden.

§. 4.

Bey der letzten Seuche in Holstein und Dännemark wurden die kranken Häute in jedem Dorfe auf der Stelle in Gärbetonnen gebracht.

1. A. So gewiß es Wahrheit ist, daß die frischen Häute bey kontagiösen Seuchen Gift enthalten, so gewiß ist es von der andern Seite, daß bisher eine unzählige Menge Felle in Europa vergraben worden sind, die man hätte verarbeiten sollen, weil sie nicht giftig waren.

B. Unter diese zähle ich vorzüglich diejenigen, welche mit den Körpern verscharret worden sind, die nicht in ansteckenden, sondern in gemeinen Heerdekrankheiten das Leben eingebüßt haben.

2. Unglücklicherweise hat man bisher zwischen diesen zweyen Arten Uebeln in der Vieharzney keinen Unterschied gemacht; man hat die Seuchen unter dem bloßen Namen, unter welchem sie der gemeine Landmann kennt, und nicht nach ihrer Natur, betrachtet.

§. 5.

In den Kayserl. Königl. und in den Königl. Preuß. Ländern ist seit einigen Jahren der Handel der kranken Häute erlaubt. Dieses Verfahren gereicht dem Urheber, Baron van Swieten zur Ehre; nur ist das Abziehen derselben bisher noch dem Fehler unterworfen, daß es bey ansteckenden Krankheiten sowohl, als bey gemeinen Epidemien nach einerley Grundsätzen ohne Rücksicht der Gefahr geschieht, die die ersten, nämlich die kontagiösen Häute, wenn sie nicht vorher ausgelauget oder einige Tage im frischen Wasser gelegen haben, bisweilen veranlassen können.

§. 6.

Es ist ein Widerspruch, den Handel der kranken Häute zu erlauben, und das Todtschlagen der Hunde, Katzen und anderer Thiere, die mit der Seuche keine Verwandtschaft haben, zu befehlen. Es

wäre besser, wenn man anstatt dieser die Ratten, die Mäuse, besonders aber die Fliegen, todtschlagen könnte; vielleicht sind die letzten gefährlicher, als man glaubt. Sie gehen von Thier zu Thiere, sie saugen das Seuchengift, und beschmieren die gesunden damit. Vielleicht impfen sie es bisweilen ein.

§. 7.

1. Wenn sich der Fall ergiebt, daß die Thiere an einer ansteckenden Krankheit sterben, die mit Ausschlägen, mit Blattern, mit Geschwüren und grindigen Flecken an der Haut, mit Pestbeulen u. dgl. erscheinen, so müssen sie uneröffnet mit der Haut vergraben werden. Eben das muß geschehen, wenn das Fächergewebe brandig, das Fleisch aschgrau und bleyfarbig erscheint.
2. In dem einem und dem andern Falle ist nicht nur die todte Haut für die gesunden Thiere, sondern auch für die Menschen, die sie vom Körper lösen, berühren oder betasten, im äußersten Grade giftig. Daher sind die Unglücksfälle entstanden, die wir in Büchern finden, daß Abdecker und andere Leute, die ihren Körper an dergleichen Fellen beschmierten, starben, Pestbeulen, Brandblattern bekamen, oder auf andere Art unglücklich wurden.

Zehnter Abschnitt.

Von dem Begraben der Todten.

§. 1.

1. Ein Aas ist für die Gesundheit aller gesunden Thiere schädlich, die nicht vom Aase leben. Sein Körper vergiftet die Luft, den Dunstkreis, wo er liegt; am meisten aber schadet er der Art, zu der sein Körper gehört.

2. Ein

2. Ein gesundes Thier ist nicht nur für sich, nämlich für seinen eigenen Körper, sondern auch für andere Körper und Thiere, die mit ihm in Gesellschaft leben, gesund: ein solches Thier ist es vorzüglich für die Gattung, die zu seinem Stamme gehöret.
3. Am besten befinden sich die Heerden, wenn junge und alte Thiere, männlichen und weiblichen Geschlechts, bey guter Wartung und Pflege, in einem räumigen und luftigen Stalle beysammenwohnen.

§. 2.

1. Dergleichen Versammlungen sind Vorschriften der Natur, die wir immer nachahmen sollten. Thiere von einerley Geschlechte, wenn sie auch von einerley Gattung sind, bleiben ohne Gewohnheit und Zwang selten oder niemals beysammen; ich nehme die Geschnittenen aus, obschon auch diese noch von der Natur abhängen.
2. Weniger gesund ist es vielleicht, wenn wir vielerley Gattungen in einen Stall einsperren, z. B. Pferde, Rindvieh, Schaafe, Ziegen u. dgl. Ihr Hauch, ihre Ausdünstung durch die Haut, ihre Auswurfsmaterien u. s. f. sind einander so entgegengesetzt und dem Gefühle der Thiere so zuwider, daß alle leiden müssen und deswegen weniger gesund seyn können.
3. Gesunde mit kranken Thieren versperren, ist ein viel schädlicheres Verfahren; ein Verfahren, welches in allem Betracht öffentlich der Natur widerspricht. Thiere, die innerliche Krankheiten haben, sind im ganzen Umfange krank; ihr Blut, ihre Säfte, ihr Hauch, ihre Ausdünstung, alle ihre Auswurfsmaterien sind alsdann ungesund.

§. 3.

1. Alles, was sich in diesem Zustande den Kranken nähert, erbt etwas von ihrem Uebel; besonders die Thiere, die zur Art der kranken gehören. Der Dunstkreis erbt zuerst, vorzüglich in einem engen und eingeschlossenen Raume.
2. Ist dieser nicht rein, nicht luftig, so muß er ungesund seyn. Seine Wirkung auf die thierischen Körper wird alsdann zum Gehülfen des Uebels; er macht die gesunden krank, er bereitet ihre Körper zur Seuche oder zu der Krankheit, welche diejenigen plagt, die den Dunstkreis vergiftet haben.

§. 4.

1. Mit der Besserung der Kranken wird der Dunstkreis gesünder, und mit ihrer gänzlichen Genesung gesund. In diesem Zustande ist für die gesunden Thiere nichts mehr zu befürchten. Der Stall und die Luft ist rein; beyde sind mit den Thieren genesen, wenn ich es so nennen darf; das Spital ist kein Spital mehr, es ist ein gesunder Aufenthaltsort. Die gesunden Thiere sind also nicht nur für sich, nämlich für ihren eigenen Körper, sondern auch für die Thiere, die mit ihnen in Wohnungen leben, gesund.
2. In diesem Zustande pflanzen sie ihre Gattungen fort; sie erhalten sich, ihre Jungen und uns. Ihre Milch, ihr Fleisch, ihr Fett ernährt unsern Körper; alles, was wir von ihnen genießen, ist gesund.

§. 5.

Ganz anders sind diese Nahrungsgattungen von kranken Körpern beschaffen; ihr Fleisch ist weich, ihre Säfte sind verändert, ihre Milch und Butter ist

mehr

mehr oder weniger verdorben, folglich mehr oder weniger ungesund. Ich weiß nicht, wie man noch fragen kann: **ob das Fleisch von verstorbenen Thieren den Menschen ungesund sey, ob es ihnen schade, oder nicht?**

Wer seine Beschaffenheit kennt, kann unmöglich diese Frage aufgeben; wer das kranke Fleisch mit dem gesunden vergleicht, wird jede Faser krank finden. In Entzündungen ist es entzündet, weich, locker, mehr oder weniger verändert; in faulen Krankheiten ist es nach Verschiedenheit der Theile verschieden, fahl, aschfarbig, grün, schwarz, gelb, stinkend, mit brandiger Jauche getränkt.

§. 6.

1. Die Thiere, die sich von Aase ernähren, beleidiget der Geruch, den frisch verstorbene Körper aushauchen; sie nähern sich ihnen erst, wenn das Aas den Todtengeruch verdämpfet, von der Luft durchdrungen, und das todte Fleisch seine Natur verändert hat. Schneidet man es in Stücken, die sie verschleppen können, so verscharren es viele auf eine gewisse Zeit, und genießen es erst, wenn es die Eigenschaft erlangt, in welcher es ihrem Körper gedeyet.

2. Auf diese Art bereitet es sich der Hund, der Fuchs und der Wolf, bevor sie es verzehren.

3. Weil das Fleisch von den Thieren, die an der Seuche gestorben sind, diesen und andern Raubthieren nicht schadet, so haben die Menschen geglaubt, daß es auch ihnen nicht schaden könne; allein wie weit ist nicht die menschliche Natur von der Natur des Hundes entfernt?

§. 7.

1. Man hat sich in die Betrachtung der gesunden, der kranken und todten Thiere eingelassen, weil diese Punkte auf die Ansteckung Beziehung haben; ich habe es deswegen gethan, weil man wegen der letzten die kranken weit mehr als die verstorbenen fürchtet, und aus der Ursache die Todten entweder nur halb, und viele gar nicht begräbt. Dieser Fehler ist allgemein, deswegen ist er so groß.

2. Die Thiere sind aber nach dem Tode am giftigsten. So lange die Thiere noch fühlen und der Körper belebt ist, so lange fehlt der Seuchenmaterie die Kraft, die im äussersten Grade vergiftet. Diese Kraft erlangt sie erst, wenn das Leben zernichtet ist. Das letzte setzt noch einen Grad der Gesundheit voraus, die sich und andere gegen den Tod und gegen die Seuche vertheidiget; der Tod hingegen hasset alles, was lebt. Er ist von allen Krisen die unvollkommenste Krise. Kein Thier stirbt, in welchem das Leben eine vollkommene Krisis macht.

3. Nicht nur die Thiere, die in Seuchen nnd Kontagionen sterben, sondern auch alle, die in Leichen verwandelt werden, erhalten nach dem Tode eine tödtende Kraft; diese Kraft entwickelt sich früher oder später. Ich schließe hier kein einziges, nicht einmal die gesunden davon aus, die durch das Messer umgebracht werden. Ein gewisser Grad der Faulung, in welche der Körper verfällt, scheint sie zu besitzen. Die Schlachten sind davon ein Beweis.

§. 8.

1. A. Man kann also die todten Thiere nicht früh genug, und zugleich nicht tief genug begraben. Aus den

den Ställen muß man sie entfernen, sobald sie zu leben aufhören. In der freyen Luft schaden sie weniger, als auf dem warmen Miste und in der eingesperrten Luft.

B. Ich wünschte, daß man sich zur Wegschaffung dieser thierischen Leichen einer Art von Troge mit Rädern, oder einer Gattung Kasten bediente, damit nichts verzettelt oder verloren werden könne.

2. Der Ort, wo die Thiere vergraben werden, muß von Häusern, von Hauptstrassen und den Weiden entfernt seyn, so viel es die Umstände erlauben.

3. Doch ist die Tiefe des Loches das vorzüglichste, auf was die Polizey Achtung zu geben hat. Die gewöhnliche Tiefe der Gruben ist nicht viel besser, als wenn man die Thiere gar nicht verscharrte.

4. In Frankreich sind zehen Schuh tiefe Gruben vorgeschrieben. Diese Vorschrift ist eben nicht übertrieben; allein würden sie bey uns nur achte tief gemacht, wir könnten alsdann den Kalk, den wir mit größern Kosten auf die Todten streuen, entbehren.

Eilfter Abschnitt.

Von der Reinigung der Ställe und der Gefässe.

§. 1.

Uiberflüßige Anordnungen.

Nach den genauesten Anordnungen und den beßten Vorschriften, die wir von der Reinigung der Ställe haben, sollen sie

1. gemistet, und der Mist zehn Schuhe tief in die Erde vergraben werden; wenn dies geschehen ist, soll
2. das Pflaster aufgebrochen, die Erde einen guten halben Schuh tief abgetragen, die Raufen

und die Breter um die Stände ꝛc. abgerissen, die Betten aus den Ställen entfernt, alles Holzwerk mit siedendem Wasser gebrühet, kräftig abgerieben, durch die Flammen eines lodernden Feuers hin und her gezogen, und alsdann über Eßigdampf eingeräuchert werden.

3. Sollen die Mauern abgekratzt, die Tröge und die Geschirre aufs reinlichste gewaschen, und wenn der Stall von Holz oder von Bretern wäre, nach der eben gesagten Weise behandelt und gereiniget werden.

4. Soll der Dunstkreis im Stalle, und die Gifttheilchen, die sich in Spalten oder in die Mauern verborgen haben, durch das angezündete Feuer in den verschiedenen Winkeln der Ställe (besonders an den Orten, wo die Thiere umgestanden sind) etliche Tage nach einander erneuert, und die Gifttheile verjagt werden.

5. A. Soll in dieses Feuer zu wiederholtenmalen Schwefel, Schießpulver, Salpeter geworfen werden.

B. Auch wird das Feuer von aromatischen Kräutern, Rauchwerke von Harz, von Pech, von andern riechenden Sachen zu eben diesem Zwecke vorgeschrieben.

6. Soll der Dampf von Essig, Vitriol und Salz angewendet, und einige Tage durch wiederholt werden.

7. Sollen die Ställe geweisset, die Thüren und Fenster geöffnet, und alsdann erst Pferde eingestellet werden, ehe man Ochsen oder Kühen darinn Wohnung giebt.

8. Die Geschirre und das Holzwerk, welches die Kranken während der Seuche begeifert oder beschmiert haben, soll in Asche verwandelt werden.

9. Die-

9. Diejenigen Ställe, die mit Stroh gedecket sind, soll man abdecken, und das Stroh durch die Flammen verzehren lassen. Eben so soll mit denen verfahren werden, die von leichtem Holz oder von Bretern zusammen gesetzt worden, wenn sie zu Spitälern gedient haben.

§. 2.

1. Alles ist nach den Begriffen und den Grundsätzen vorgeschrieben worden, die man bisher von der Natur der Seuchen, der Ansteckung und dem Gifte hat, das diese Krankheiten aushauchen, und den Körpern mittheilen sollen.
2. Was das schlimmste bey diesem Verfahren ist, besteht in dem, daß die Ställe nach der gegebenen Vorschrift gereiniget werden sollen, wenn auch nur ein einziges Thier darinn ums Leben gekommen wäre.

§. 3.

Anmerkung über die Reinigung der Ställe.

1. A. Wenn die Ursache nicht mehr wirket, die eigentlich die Seuche erregt hat, dann sind die Ställe rein; das Gift steckt selten in den Ställen, es steckt im Körper der Thiere. Könnte jemand den festen und den flüssigen Theilen die Gesundheit geben, die sie im natürlichen Stande haben, so würde sich das Vieh auch in verseuchten Ställen eben nicht übel befinden, wenn sie anders geräumig, hell und lüftig wären. Es würde alsdenn denjenigen gleichen, die die Krankheit überstanden haben.

B. Allein, wenn die Körper zu sehr verdorben, und die Säfte zu viel abgeartet sind, so können die Thiere ihre vorige Gesundheit durch kein ander Mit-

Mittel, als durch die Zufälle, die sie begleiten, und durch eine vollkommene Krisis erlangen.

2. In Seuchen, die nicht ansteckend sind, ist die vorgeschriebene Reinigung der Ställe nicht nur eine überflüßige, sondern eine lächerliche Sache; eine Anordnung, die dem thierärztlichen Verstande Schande macht. Ich sage die vorgeschriebene Reinigung, von der andern rede ich nicht. Es versteht sich von selbst, daß die Ställe, als Ställe betrachtet, immer rein seyn müssen, wenn sie gesund seyn sollen.

3. A. Auch die Kontagionen vergiften die Ställe weit weniger, als man es glaubt. Die Mauern, die Breter, das Holzwerk um die Thiere, selbst die Geschirre, aus welchen den Kranken der Trunk und die Nahrung gereicht wird, sind mehr verdächtig, als giftig; sollten sie auch giftig seyn, so vergiften sie nicht so leicht.

B. Die Materie, mit der sie vor der Reife des Giftes, und nach der Krisis besudelt werden können, hat keine ansteckende Kraft; wenn sie die letzte erhält, so lehren die Versuche des Herrn Campers, daß das Seuchengift nicht vergiftet, wenn es die Thiere verschlingen.

4. A. Mit der feuchten Streu, dem Miste und der nassen Erde, verhält sich die Sache anders, besonders in dem Orte, wo die Kranken gelegen, oder gestorben sind. Diese können die gesunden Thiere vergiften, wenn jemand so unbedachtsam wäre, sie an dergleichen Oerter zu stellen, ohne den Platz zu säubern. An solchen Oertern, sage ich, wäre es möglich, daß das gesunde Vieh angestecket würde, weil das feuchte Gift, auf dem sie alsdenn stehen und liegen, durch die Ein-

saug-

saugungsgefässe in den Körper dringet, und gleichsam eingeimpft wird.

B. Allein auch dieses wäre eine Hypothese, wenn die Versuche des Herrn Marquis von **Courtivron**, die er mit der kranken Haut angestellt hat, keine Hypothese sind.

5. A. Uiberhaupt werden die Thiere von den Ställen öfterer, als die Ställe von den Thieren angesteckt; dies ist nicht nur im kranken, sondern auch im gesunden Stande wahr. Unter hunderten hat kaum einer einen gesunden Bau.

B. die Ursache, warum sie vergiften, liegt bald in der übeln Lage, bald in dem wenigen Raume, bald in den niedrigen Decken derselben.

6. A. Den meisten fehlt es an Licht, an Luft, an Raum. In den meisten sind zu viel Thiere, alle sind nach der Anzahl ihrer Bewohner zu eng, zu warm, zu schmutzig; keiner von diesen Gattungen Ställen hat Weite und genugsame Fenster; keiner genugsame Luft.

B. Deswegen sind die meisten Ställe für die Thiere so ungesund; deswegen verbreiten sie die Seuchen so leicht; deswegen werden die Thiere, wie gesagt, weit öfterer von den Ställen, als die Ställe von den Thieren angesteckt, besonders bey übeln Konstitutionen.

7. A. Die beßten Reinigungsmittel für gesunde und kranke Ställe, sind (nebst der Lage gegen den Aufgang der Sonne, der englischen oder holländischen Reinlichkeit, dem erforderlichen Raum, der Helle und dem Lichte) die Dampffänge, die in Gestalt eines Schorsteins durch die Decken und Dächer dringen.

B. Mit diesen, mit guten Weiden, mit guter Nahrung und Pflege, mit wenigerm und beßerm

serm Vieh, liessen sich die Seuchen vermindern. Was läßt sich durch die Kunst erhalten, wenn man sich im Verhalten von der Natur entfernt? Ist denn die wahre Kunst etwas anders als Natur?

8. A. Das Anhängen der Zwiebeln, des Knoblauchs, der aromatischen Kräuter, das Räuchern mit Federn, mit Horn, mit Schuhsohlen, mit Teufelsdreck; das Abdampfen des Essigs und Vitriolöls; das Verpuffen des Schießpulvers und des Salpeters, haben nie die Seuche verhindert, nie die Ställe gereiniget. Ich müßte sie Blendwerke nennen, wenn sie aus einer andern Quelle, als aus der Quelle der guten Gesinnung flössen.

B. Wie viel müßte man nicht von allen diesen Sachen verbrennen, ehe man einen Stall, den auch nur eine einzige Kuh bewohnt, austrocknen, versäuern, oder aromatisch machen wollte? Man muß nicht auf den Dunstkreis allein, nicht auf den Geruch des Rauches, sondern auch auf die Lage des Stalles, auf die Nässe des Bodens, auf welchem die Thiere stehen, auf alles sein Augenmerk richten.

C. Weit lieber wollte ich rathen, den Essig auf die Erde zu schütten, als ihn verrauchen zu lassen; er würde viel kräftiger wirken, wenn er anders eine Wirkung wider die Seuchen in übel angelegten Stallungen hat.

D. Selbst von den brennenden Feuern in Ställen kann niemand etwas Gutes erwarten; sie verschlimmern eher die Luft, als sie selbige gesünder machen. Wer in einem faulen oder stinkenden Orte den Gestank vermehren will, der darf nur

Feuer

Feuer darein machen, so wird er ihn gewiß vermehren.

9. A. Die beßten Reinigungsmittel für einen angesteckten Stall, sind Wasser und freye Luft. Die letzte trocknet die nasse Erde, und das erste befreyet die Tröge, das Holzwerk, die Gefässe, die die Kranken beschmieret haben, von ihrem giftigen Schlamme, wenn man es mit Menschenhänden, oder mit mechanischen Reibungen anwendet.

B. Wer also kontagiöse Ställe reinigen will, der öffne Thüren und Fenster, so weit er sie öffnen kann, und lasse alles waschen, was die kontagiösen Thiere beschmiert oder verunreiniget haben.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Erkaufung des neuen Viehes.

§. 1.

Bisher haben die Gesetze die Anschaffung des neuen Viehes auf gewisse Zeiten festgesetzt, wenn der Einkauf geschehen darf.

1. In einigen Ländern haben sie sechs Wochen, in andern drey Monate, die spätern ein halbes Jahr, und die spätesten ein ganzes Jahr, nach Verlauf der Seuche dazu festgesetzt.

2. Diese Verschiedenheit in Ansehung der Bestimmung der längern oder kürzern Zeit, kommt von den Begriffen her, welche sich die verschiedenen Völker von dem Aufenthalt des Giftes in Ställen und von seiner Schärfe machen.

§. 2.

1. Wenn wir diese Begriffe gegen ächte Beobachtungen halten, so sagt uns die Erfahrung, daß die Dauer

Dauer des Seuchengiftes nicht von Wochen, sondern von der Zeit abhänge, wenn die Seuche vergangen ist; ist diese einmal vorüber, so hat man nichts mehr zu fürchten.

2. A. Allein wenn ist sie vorüber? Wenn sich die Konstitution verändert, wenn die Winde eine andere Richtung nehmen; wenn die Jahrszeit, die Witterung gesünder wird, und eine neue Periode anfängt, ist meine Antwort darauf.

B. Die Zeichen, die diese Umstände erläutern, erklärt die Seuche selbst, wenn man ihren Ausgang betrachtet.

§. 3.

1. In dieser Epoche des Uibels findet man wenig kranke Thiere; der Zuwachs der letzten nimmt ab; die Gesünden bleiben gesund, die Kranken werden besser, die Gefährlichen entgehen dem Tode; die Seuchen sind gelinder, sanfter, minder gefährlich, als vorher.

2. A. Sobald sich dieser Zeitpunkt nähert, können die Einwohner Vieh einkaufen und den Verlust ersetzen, den sie erlitten haben.

B. Das schwerste kranke Vieh wird in der Zeit, von der ich hier rede, nie ein Dorf anstecken, wenn sich die Konstitution, die Zeit, seiner Krankheit widersetzen.

C. Aufs höchste würden dadurch einige Stücke ergriffen; aufs meiste zwey oder drey Ställe im Orte, wenn man die Probe machte; alsdenn hört das Uebel auf: es findet keine Neigung im Körper sich zu entwickeln.

3. **Die Seuche verliert den Weg, sie wird von einem Tage zum andern schwächer.**

A. Der

A. Der kranke Ochs oder Kuh, welcher ein gesundes vergiftet, verliert bisweilen das Leben, das vergiftete hingegen erhält, nach einer schweren Plage, seine Gesundheit wieder, die ihm das vorige verletzte.

B. Auf diese Art bricht sich die Seuche von einem Kranken zum andern; so höret sie endlich auf, wenn sie keine Nahrung mehr findet.

C. Gemeiniglich geschieht dieses um die Zeit der Gleichtage, besonders gegen den Wintersolstiz, wo die Jahrszeit den Körper, die Säfte, das Blut, ihren eigenen Stimulum verändert.

4. A. Die Augen, die Zunge, die innere Nasenhaut, die innere Haut in der Schaam, im Afterdarme, haben bey dem gesunden Vieh eine lebhafte Farbe; das Fleisch der geschlachteten ist körnigter, fester, röther; die zuerst genannten Theile haben ihre Todenfarbe, das Blut seine Wässerigkeit, und das Fleisch seine Blässe verloren.

B. Bevor man diese Kennzeichen sieht, ist es gefährlich Vieh anzukaufen, wenn auch die Seuche still zu stehen schiene, oder einen wirklichen Stillstand machte, dieses geschieht bisweilen; eben deswegen ist es nöthig, daß sich die Landleute um die angegebenen Kennzeichen bekümmern.

§. 4.

1. **Die Oerter, aus welchen man die Thiere wählet, verdienen Aufmerksamkeit:** Diejenigen, welchen die Seuche das Vieh geraubet hat, müssen es genau betrachten, wenn sie sich neues anschaffen. Die Lage der Gegend, der Weiden, die Gewächse, die sie erzeugen, die Natur des Futters, das Verhalten u. s. f. müssen sorgfältig erwogen werden.

2. Ist das neue Vieh die Berg- oder Waldweide gewohnt, ist es auf dem flachen Lande, oder auf Anhöhen ꝛc. erzogen worden, so geht es zu Grunde, wenn man es in Teichweiden, in sumpfige oder niedrige Gegenden bringt.

Dreyzehenter Abschnitt.

Ob das Tödten des Viehes bey Seuchen das einzige Hülfsmittel sey, die Verbreitung dieser Krankheiten zu hemmen?

§. 1.

1. Die seyn wollende Schiedsrichter, im Fache der Viehseuchensache, beantworten diese Frage mit Ja. Die größten Aerzte Europens haben es ausgesprochen. Durch ihre Stimme schritten unsere Nachbarn zur That, und machen uns Vorwürfe, daß wir ihrem Beyspiele nicht folgen.
2. Die Erfindung dieses Mittels ist schon viele Jahre bekannt. Es wurde gegen die Seuche vorgeschlagen, die in Italien 1711 ausbrach, und bey einer Rathsversammlung erwogen, die auf Befehl des damaligen Pabstes aus Kardinälen, Gelehrten, und seinem Leibarzte, dem berühmten Lanzisius, zusammen gesetzt ward. Dieser und Gazola haben dieses Mittel zuerst bekannt gemacht.
3. Im Jahre 1714 wandten es die Engländer an.
4. A. In Frankreich lobten es die Herren le Clerc, Dussot, de Larse', Vicq d'Azyr und der berühmte Veterinaire Bourgelat.

B. Nach dem Beyfall dieser und vieler andern berühmten Aerzte, wurde das Tödten der Thiere in Frankreich 1774 durch eine Verordnung vom

königlichen Staatsrath befohlen, und 1776 eingeführt.

5. In Holland empfahlen es die Herren v. Monchy und Vink. In der Schweiz der große Haller. In den österreichischen Niederlanden wurde das Umbringen der Thiere 1769 eingeführt. Den 27. Jänner 1778 krönte die königliche französische gelehrte Gesellschaft der Aerzte die Abhandlung des Herrn v. Berg, in welcher der Verfasser die Keule als das einzige Mittel empfiehlt, das der Seuche widerstehen kann.

§. 2.

Fragt man diese Männer, was das Tödten der Thiere nütze, so antworten sie:

1. Daß es die Ansteckung, die Verbreitung, den Fortgang der Seuchen hemme.
2. Daß es beym Ausbruche derselben, die Ursache dieser Plagen ausrotte.
3. Daß das Tödten der kranken und der gesunden Thiere die um sie gewesen sind, das einzige Hülfsmittel sey, diesen doppelten Zweck zu erreichen.
4. Daß durch den frühen Gebrauch der Keule oder des Messers das Seuchengift vermindert, und nach und nach ausgelöschet werden könne.

§. 3.

Dies ist die Sprache der Aerzte, die das Tödten der Thiere als ein Vorbauungsmittel gegen die Seuchen verordnet haben. Im Fache, von dem ich hier rede, ist sie dermalen die allgemeine Sprache.

1. Die Grundsätze, die sie enthält, sind aus den Begriffen entstanden, nach welchen die Welt bisher die Verbreitung dieser Plagen, das Verschleppen des Giftes, die Ansteckungsart erklärte.

2. Sie betrachtet die Seuchen als Uibel, die von einem Orte zum andern, von Heerde zu Heerde gebracht werden; als Krankheiten, die sich verbergen, als Plagen, die mit Menschen, mit Thieren, mit Waaren, die Länder durchreisen; als Gifte, die alles vergiften; die sich an alles kleben, die alle Körper durchdringen.

3. Man glaubt bis auf diese Minute, daß sich die Seuchenmaterie beständig in der Natur aufhalte, daß von ihrem ersten Saamen noch Gift, noch Saame übrig sey.

4. Die Beschreibungen die wir von den Zügen dieser Krankheiten lesen, zeigen es an, die Bücher beweisen es, die Verfasser sagen uns, was sie für Reiche durchwandert, mit was für Waaren sie in die Länder gekommen, was für Thiere sie dahin brachten.

§. 4.

1. Nach diesen Grundsätzen sind seit Jahrhunderten die Gegenmittel gewählt, die Anstalten wider die Seuchen eingerichtet worden. Aus ihnen stammen die Kordons, die Wachen, die Einschränkungen der angesteckten Oerter. Aus ihnen das Todtschlagen der Hunde, der Katzen, der Raubthiere u. s. w.

2. Nach eben diesen Grundsätzen hat man den Handel der Wolle, der Rauchwaaren ꝛc. gesperrt, die Ställe, die Gefässe zernichtet, das Futter verbrannt, die Menschen und ihre Kleider für äusserst giftig gehalten. Aus diesen Grundsätzen zusammen sind endlich die tausenderley Vorbauungsmittel, die Präservativarzneyen, und zuletzt die Keule entstanden.

3. Je-

3. Jeder, der über die Viehseuche gedacht, geredt, oder geschrieben hat, hat diese Hauptanstalten mit neuen Zusätzen bereichert, keiner verkürzet.

§. 5.

1. So viel ich weiß, hat die Welt, (die Einimpfung ausgenommen) noch wenig Versuche gemacht, was ansteckt oder nicht; es ist folglich ungewiß, was wir für gewiß annehmen, es ist vielleicht gänzlich falsch, was wir von der Verbreitung der Seuchen mit diesen oder jenen Körpern, durch diese oder jene Waare für zuverläßig halten. Dem ohngeachtet reden die Bücher von der Vergiftung der Thiere so dreuste, daß man glauben sollte, alles vergifte sie.

2. A. Diejenigen die eingeimpfet haben, wissen wie schwer es ist, das Seuchengift wirkend zu erhalten; die geringste Luft zernichtet es; selbst in den Körpern der Kranken nutzt sich diese Materie ab. Die stärkste Seuchenjauche hat nach den Versuchen des berühmten Professor **Campers** das gesunde Vieh nicht vergiftet, wenn er es sie mit Wasser trinken ließ.

B. Die Versuche dieses erfahrnen Mannes verdienten wiederholet zu werden: bestätigte sie die Erfahrung, so wäre die Meinung falsch, daß die Weiden so gefährlich sind.

C. Daß das Seuchengift nach der Krisis nicht mehr ansteckend sey, soll dieser Schriftsteller mit seinen eigenen Worten sagen: „Nimmt man die Materie alsdann erst (aus der Nase der Kranken) wenn die Seuche schon einer Krisis nahe, oder das Vieh in der Besserung ist, so steckt sie nicht mehr an."

§. 6.

A. Sobald die Materie in diesem Zustande ist, höret die Mittheilung des Uibels zwischen den Kranken und den Gesunden auf.

Ich freue mich diese Anmerkung zu machen. Sie zeiget auf neue Versuche, die längst gemacht seyn sollten. Sie wirft die Frage auf: **wie lange die kranken Thiere eigentlich krank seyn müssen, ehe sie die gesunden vergiften können**; sie zeiget, daß die Ansteckung unmöglich in den ersten Stunden, vielleicht nicht einmal in den ersten Tagen der Krankheit geschieht; daß das Gift Zeit haben müsse, ehe es seine Reife im kranken Körper erhalte.

B. Alles, was die Menschen bisher von dem Verschleppen der Seuchen, von der Vergiftung der Kleider, des Futters ꝛc. glaubten, ist nichts weniger, als richtig bewiesen.

Auch in dieser Materie fehlen uns Versuche; Versuche, die sich auf nützliche Dinge, auf alles, was verdächtig seyn kann, und nicht auf Subtilitäten gründeten.

C. Sie müßten von dem Sitze der Seuche entfernt, in vollkommen gesunden Gegenden, bey ganz gesunden Thieren von verschiedenem Alter und Geschlechte, von verschiedener Leibesstärke, in verschiedenen Jahrszeiten, in verschiedenen Gegenden, die mit den kranken Oertern ähnliche und unähnliche Lagen hätten, angestellt werden.

§. 7.

Man sieht leicht ein, auf wie vielerley Art sich diese Versuche vermehren und abändern liessen; und Niemand wird an ihrem Nutzen zweifeln, wenn man

man sie mit ärztlicher Klugheit anstellte. Ohne dieselbe läßt sich nichts gewisses bestimmen; ich schlage daher in diesem Stücke keine neue Gesetze, sondern blos Versuche vor, die es bestimmen können.

Vierzehnter Abschnitt.

Beobachtungen nach Wolsteins Erfahrung, wie die Natur die Thiere ansteckt, wenn sich die Seuche entwickelt.

§. 1.

1. Wenn sich die Seuchen auf keine andere Art verbreiteten, und die Thiere ansteckten, als man es bisher geglaubet hat, so würden sie wenige tödten, sie würden der Welt gewiß sehr selten Schaden zufügen.

2. A. Die Anstalten, die man dagegen gemacht; die Kordons, die Wachen, die Absonderung der Kranken von den Gesunden, die Einschränkungen des ersten Hauses oder Dorfes, würden die Verbreitung hemmen; allein alles dieses hält sie nicht auf, nichts hindert ihren Gang, so lange der Stimulus wirket, der dazu Anlaß giebt.

B. Ehe dieser vergehet, dauert das Uibel fort; sollte man auch das erste Thier, das in die Seuche verfällt, im ersten Anfall derselben, mit allem was es berührt, oder was ihm nahe gewesen, tief in die Erde begraben; so bleibt doch die Krankheit im Orte, und breitet sich weiter aus.

§. 2.

1. Wenn die Natur die Seuchen entwickelt, beobachten wir folgende Erscheinungen. Die Krankheit entsteht matt. Man hört von einem kran-

ken Thiere bey dem Nachbar, in diesem oder jenem Hause, ohne sich zu bekümmern, in was seine Krankheit bestehe, und ohne daran zu denken, ob es an der Seuche leide.

2. A. Zwölf bis vierzehn Tage darnach, oft auch noch später, ist in einem andern Hause, von einem andern Thiere die Rede, welches dem Vernehmen nach das nämliche Uibel quälet.

B. Von diesem wird mehr geredt; allein man glaubt deswegen noch nicht, daß eine Seuche entstehen werde; besonders wenn sich das erste von seiner Krankheit erholet, oder wirklich schon besser ist.

3. Dies geschieht gemeiniglich, besonders in den Seuchen, die sich im Frühjahr entwickeln. Der Umstand ist merkenswerth; Herr **Wolstein** hat ihn oft erfahren, da er den Lauf dieser Plagen erforschte, oder sich bey den Einwohnern erkundigte, wo das Uibel angefangen hatte.

4. **Die Ursache, warum die ersten Kranken meistens von der Seuche genesen:**

A. Die Seuche ist anfänglich schwach; ich rede von Frühjahrsseuchen, oder wenigstens von den Arten, die langsam schlimmer werden.

B. Das Seuchengift wirkt gemeiniglich in dieser Jahrszeit gelinde; der Körper hat noch Vermögen, das Leben noch Kräfte.

C. Die Nebenursachen, die im Sommer die Zufälle verschlimmern, sind im Frühjahre noch nicht stark; die Hitze ist noch nicht heftig, das Fieber steigt nicht so schnell.

§. 3.

1. Mit diesem kleinen Ursprunge fangen die meisten Frühjahrsseuchen an, und nehmen langsam zu, bis sie nach und nach in viele Ställe eindringen.

2. Die

2. Die Zeit ist nicht zu bestimmen, in welcher sie ihre Stärke erhalten; sie hängt von der Witterung, der Constitution, den kränklichen Umständen der Zeit und den Nebenumständen ab. So viel man bisher bemerkte, werden die Frühjahrsseuchen schlimmer, wie die Tage zunehmen; ob ich gleich nicht behaupte, daß das Wachsen der Tage die Seuche schlimmer mache.

§. 4.

Die Herbst- und Sommerseuchen fangen heftiger an, und nehmen geschwinder zu. Oft bringen sie im ersten Stalle, wo sie zum Ausbruche kommen, verschiedene Thiere um; oft tödten sie alle darinnen, besonders die ersten, nämlich die Herbstseuchen.

§. 5.

Doch hat **Wolstein** von keiner dieser Plagen bemerkt, daß sie von Hause zu Hause, oder von Thier zu Thiere giengen. Bald ergreift die Seuche ein Stück mitten im Stalle, bald in dieser oder jener Ecke ein anderes. Selten und zwar äußerst selten stecken die kranken ihre nächsten Nachbarn an. Viele bleiben sogar gesund, um welche die Nebenthiere an beyden Seiten durch die Seuche das Leben einbüßen.

§. 6.

1. Wie dieß in Ställen geschieht, so geschieht es auch in Dörfern und in Gegenden, wo sich die Krankheit entwickelt. Bald tödtet sie in der Mitte, bald am Ende derselben. So schweifet sie beständig um.
2. Dieß ist die Sprache der Natur in Ansehung der Verbreitung der Seuche; man sieht, wie sehr sie

sich sowohl von dem allgemeinen Rufe, als der Sprache der Kunst unterscheidet.

3. Wenn die letzte Wahrheiten redete, so müßten die Seuchen aufhören, sobald man die sogenannten gesunden Thiere von den kranken entfernte; aber auch diese Vorsorge, ob man sie schon unter die guten Anstalten zählet, löscht die Seuchen nicht aus.

A. Die Erfahrung bestätiget es, und wird es in Zukunft bestätigen, daß man die von den kranken entfernten Thiere am kranken Orte, nicht von der Seuche entfernet.

B. Immer werden die meisten davon die Plage ausstehen müssen, oder zu Grunde gehen, wenn man sie auch früh von kranken entfernt, unangesteckte Wärter zur Bedienung, reine und unangesteckte Ställe zu ihrer Wohnung anweiset.

4. Für wen diese Wahrheit nichts Ueberzeugendes hat, soll Versuche machen, so oft er Gelegenheit findet; die Erfahrung wird ihn überweisen, daß sie gegründet ist.

§. 7.

Woher kömmt es denn, daß die Thiere, die man für gesund ausgiebt, doch in die Seuche verfallen, nachdem sie von den Kranken geschieden, in gesunde Ställe gebracht und reine Wärter erhalten haben? Davon, daß es in den Oertern, wo die Ursache der Seuche wohnet, wenig Thiere giebt, die diesen Namen verdienen. Die meisten haben kranke Körper, verändertes Fleisch, abgeartete Säfte, verdorbenes Blut.

1. In diesem Zustande verfallen die einen früh, die andern später in die Seuche, ohne daß ihnen das

Gift

Gift durch angesteckte Ställe, durch Wärter, Kleider oder Geräthe mitgetheilet werden darf.

2. Die Säfte erzeugen es selbst. Der Körper bereitet es. Die Anlage zur Erzeugung des Giftes liegt in der innerlichen Stimmung des Körpers; sie gleichet einem unreinen angesteckten Gefäße, das die Säfte, die man darein füllt, säuert, verändert und verdirbt.

3. Die Materie zu diesem Gifte brüten die Ursachen aus, die Anlaß zur Seuche geben. Die Zeit, das Verhalten der Thiere und die Nahrung geben den Ursachen der Seuchen die Kraft zu dieser giftigen Brut.

4. Die Zeit wird eher krank, ehe die Thiere krank werden; durch sie werden gewisse Oerter, gewisse Gegenden, gewisse Thiere, welchen ihre kränklichen Eindrücke schaden, zur Aufnahme der Seuche vorbereitet, zur Krankheit geschickt gemacht, und durch sie die Wohnungen der Thiere mehr oder weniger vergiftet, die Gegenden angesteckt, in welchen sie ihre Brut angeleget hat.

§. 8.

Im Anfange dieses Abschnittes wurde gesagt, daß die Seuchen langsam entstünden; besonders die Frühjahrsseuchen. Eben so hören sie auf. In diesen beyden Epochen des Uebels wird nach dem Verhältniß der kleinen Menge der kranken eine größere Zahl gesund, als in der Zwischenzeit. Diese letzte ist es, wo die meisten das Leben einbüssen.

§. 9.

In der Entwickelung des Uebels wirken die Ursachen schwach; am Ende sind sie müde. In der Mitte hingegen wirket das Gift, die Nebenursachen, folglich die Seuche selbst in ihrer ganzen Stärke.

Die

Die Körper sind alsdann zur Aufnahme der Krankheit geschickt, die festen und flüssigen Theile vollkommen zubereitet.

§. 10.

1. Hierinne sind vielleicht die vorzüglichsten Ursachen enthalten, warum sich viele Seuchen anfänglich so mühsam entwickeln, warum so viele kranke genesen, und warum die Krankheit gelinder ist.
2. Am Ende des Uebels betrachte ich die Besserung der Kranken als eine Folge der veränderten Constitution; die kranke Zeit erholet sich nach und nach; die Natur benimmt ihr die Stimmung zur Seuche, wenn man es so nennen darf.

§. 11.

1. A. Sobald der Thierarzt sieht, daß mehrere Thiere besser werden, sobald wird er bemerken, daß wenigere in die Seuche verfallen. Er kann alsdann muthig voraussagen, daß das Uebel bald nachlassen werde. Auch steckt die Krankheit weniger an, sobald sich die Zufälle vermindern. Ihr Gift ist alsdann geschwächt, es hat sich abgenutzt.

B. Einen neuen Beweis, daß das Seuchengift im Körper abgenutzt werde, und nach der Krisis seine giftige Eigenschaft verliere, sehen wir bey den Thieren, welchen die Krankheit Geschwüre in der Lunge oder sonst im Körper hinterlassen hat. Die Materie, die alsdann von dem durchseuchten Vieh ausgeworfen wird, steckt kein gesundes an. Sie ist folglich nicht mehr giftig, es ist gemeine Materie, die nicht mehr anstecken kann.

C. Die Seuchen sind alsdann keine Seuchen, keine Contagionen mehr, es sind gemeine Krankheiten.

2. A. Wenn die Zeit, die Constitution, am kränksten ist, so sind nicht nur die ansteckenden Krankheiten der Thiere, sondern auch die Seuchen, die nicht anstecken, (die Epidemien,) am gefährlichsten für die Thiere; die letzten sind bisweilen so gefährlich als die ersten; sie tödten eben so viele Thiere, ob sie schon nicht ansteckend sind.

B. Beyde entwickelt die Natur auf eine und die nämliche Art; eine geht oft in die andere über: die Seuchen werden (wenn sie sich verschlimmern) bisweilen zu ansteckenden Krankheiten, und die ansteckenden zu Seuchen, wenn die Constitution besser wird.

a. Das erste geschieht, wenn allzuviele Kranke in einem Orte oder Stalle beysammenstehen, den die Luft nicht frey durchwehet; wenn man die Thiere, die Ställe, die Höfe, die Strassen nicht reiniget; wenn auf einmal große Hitze einfällt; wenn die Jahreszeit, die Witterung u. dgl. widernatürlich wird.

b. Inzwischen ergreifen weder die Seuchen, noch die ansteckenden Krankheiten, eine andere Art, oder eine andere Gattung Thiere, als diese, für welche sie ansteckend, oder epidemisch sind, es sey denn, daß die kranke Zeit so beschaffen wäre, daß sie auf mehr als eine Gattung Thiere gefährliche Eindrücke machte.

3. Obschon die ansteckenden Seuchen für die kranken Thiere eben nicht tödlicher sind, als die Epidemien oder die gemeinen Heerdekrankheiten, so sind sie doch für die gesunden viel gefährlicher als jene, und zwar gerade deswegen, weil sie ansteckend sind.

A. Das Mittel, durch welches man die ansteckenden Seuchen von den epidemischen unterscheiden kann, ist die Inokulation; dieses Mittel war

den

den Alten unbekannt; dies ist wahrscheinlicherweise Schuld, daß sie die Viehseuchen überhaupt für ansteckend gehalten haben.

B. Die natürliche Ansteckungsart ist in gewissem Betracht, in Seuchen und ansteckenden Krankheiten gleich, die kranke Zeit wirkt in beyden auf die Körper, ins Blut und in die Säfte der Thiere.

§. 12.

1. A. Vielleicht wirket die kranke Constitution in eben der Zeit auf die Weiden: das ist auf das grüne Futter, das eben im Wachsthume steht, und macht seine Säfte krank.

B. Denn was immer die Säfte der Pflanzen verändert, verderbt, in einen widernatürlichen Zustand setzt, macht dieselben krank. In diesem Zustande ist das grüne Futter wahres Gift für die Thiere; besonders wenn sie lange davon leben müssen. Reife, Kälte, Nebel, Nässe, Schlamm, Ueberschwemmung, stehende Wässer u. dgl. theilen dem Grase und den Futterkräutern diese schädliche Beschaffenheit mit.

2. A. Das frühe Austreiben im Frühlinge und die späten Hutungen im Herbste sind dem Rindviehe äußerst schädlich. Der Reif, die kalten Nächte, die beständigen Nebel und Regen verderben alsdann das halbverstorbene Gras, so in niedrigen Gegenden grünet. Sobald die Nächte kalt zu werden anfangen, sollte das Rindvieh auf keine Weide mehr kommen.

B. Die Wirthschaft, die der Landmann durch dieses Austreiben begehet, ist übel verstanden; sie hat Tausende um ihr Vermögen gebracht, und Unzähligen ihr Vieh durch Seuchen aufgerieben.

Funfzehnter Abschnitt.

Von den Zusätzen, welche die kranke Zeit durch Nebenursachen empfängt, die die Seuchen verschlimmern oder selbst veranlassen können.

§. 1.

Gewiß ist es, daß das Seuchengift im gesellschaftlichen Leben der Menschen durch das Verhalten der Thiere, durch Wartung und Pflege u. s. f. viele neue Zusätze empfängt; gewiß ist es, daß die zahmen Thiere sehr oft, die wilden hingegen sehr selten von Seuchen ergriffen werden. Der Fehler liegt an uns, die Folgen beweisen es, daß wir die Natur nicht kennen.

§. 2.

Ich will nicht von Sachen reden, die nicht zu ändern sind; ich weiß, daß im gesellschaftlichen Leben nicht alles natürlich seyn kann. Die Thiere müssen im Verhalten, in Nahrung, Wartung u. a. m. freylich Zwangsmittel dulden, die sich nicht ändern lassen; allein man betrachte die, welche die Gewohnheit unterhält. Ich will nur einige erwähnen.

1. Z. B. man nehme eine gar zu gezwungene Stallfütterung an, man verbiete den Thieren die Weiden, man beraube sie des einzigen Elements, das ihre Gesundheit schützt. Man jage ganze Heerden in Löcher, die ewig finster sind, die ewig Gift aushauchen, die ewig die Seuche wärmet.
2. Diese Löcher nennen wir Wohnungen für das Vieh: so lange sie nicht reiner, nicht größer, nicht heller und luftiger sind, nenne ich sie Gräber.
3. Alles, was auf Gesundheit und Erhaltung zielt, wird bey der Anlage vergessen. Der sumpfigste,

der niedrigste Ort ist der gewöhnliche Platz, wo wir dieselben errichten.

4. Wenn die Jahreszeit nicht verschieden wäre, wenn nicht jede ihre eigene Nahrung erzeugte, wenn die Gesundheit der Thiere mit den Jahreszeiten und Gewächsen keine Verbindung hätte, wenn sie keine Bewegung und keine frische Luft bedürften, so würde die Stallfütterung dennoch schädlich seyn, weil sie ihre Körper vor dem Lichte und der Sonne verbirgt, welche zur Erhaltung der thierischen Gesundheit ebenfalls nöthig ist.

§. 3.

1. Selten werden diese Wohnungen vom Miste, niemals von Spinnenweben, vom Staube, vom Kothe, vom Ungeziefer gereiniget: die unreinsten werden vom Volke für die gesündesten gehalten.
2. Nie werden die Fenster geöffnet, die meisten haben keine; ein Loch mit Stroh verstopft muß ihre Stelle vertreten.
3. Eben so unrein sehen die Höfe, die Plätze um die Häuser und die Oerter auf dem Lande aus.
4. Die Dörfer schwimmen im Kothe, in den Höfen findet man Berge von Miste, Seen von faulem Wasser, die unaufhörlich vergiften.

§. 4.

1. Hundertmal haben diese schmutzigen Plätze, diese entsetzliche Unsauberkeit dem Hausviehe Seuchen erregt.

Hundertmal haben diese Plagen nicht eher nachlassen können, bis die Witterung die faulen Dünste zerstreute, oder die Kälte die Lachen in den Höfen in Eis verwandelte.

2. Allein wie oft hat man die Seuchen nicht wieder ausbrechen sehen, da sich das Wetter änderte, und die Wärme das Eis aufs neue in Koth verwandelt hatte. Auf erst erwähnte Art ist der Zufall unzähligemal die Ursache und der Arzt gewesen, welcher die Seuchen entfernet und wieder entwickelt hat.

§. 5.

1. Ich rede hier nicht von den Ursachen, die zu Seuchen Gelegenheit geben, und die wir nicht abändern können, z. B. von Ueberschwemmungen, von Fehljahren, von Hitze, Dürre und Nässe, von Verheerungen u. s. w. Wir wissen es, die Menschheit hat es erfahren, daß nach großen Veränderungen in der Natur gemeiniglich Seuchen entstanden sind.

2. Ich rede von Gelegenheitsursachen, welche die Seuchen entfernen könnten, nämlich von Wartung und Pflege, von der Reinlichkeit der Ställe, der Höfe, der Dörfer, von guten und wohlbesorgten Weiden, von geräumigen und luftigen Wohnungen u. s. w.

§. 6.

1. A. Die Natur, schreibt **Wolstein**, zürnet nicht mit denen, die so unnatürlich handeln, die den Thieren die Weiden nehmen, die sie der Luft berauben, und die strenge Stallfütterung anempfehlen. Was die Erde für die Gewächse, und das Wasser für die Fische ist, das ist die Luft für Menschen und Thiere: kein einziges kann sie entbehren.

B. Es war eine Zeit, wo man glaubte, die Stallfütterung wäre das einzige sichere Mittel, die Thiere vor Seuchen zu schützen. Diese Zeit ist

vorüber, das Umbringen und Einimpfen hat ihre Stelle ersetzt. Inzwischen haben die Heerden, die Weiden und die Gemeinden ihr Recht verlohren. Dieser Verlust wird viele Seuchen und Krankheiten erregen. Ich wünsche, daß ich mich irre. Die Winterseuchen sind ein Beweis, daß sie die Stallfütterung nicht aufhalten kann.

2. So lange wir für die Hausthiere nicht besser sorgen, wie itzt, so lange wir ihnen keine gesündern, keine reinern, keine luftigern Wohnungen bauen, so lange wir nicht auf die Sauberkeit der Häuser, der Höfe, der Straßen in den Dörfern mit strenger Ordnung sehen, dieselben ausschütten, fest machen, pflastern und in diesen Stücken den englischen Landwirthen nachfolgen, die immer die Natur nachahmen, so lange werden wir mit unnützen Waffen kämpfen und sehr oft Viehseuchen haben.

3. Man lese die Geschichte dieser Plagen; man gebe Acht, wo sie am öftersten gewüthet, am grausamsten gewürget haben, so wird man sich überzeugen, daß England unter allen Ländern die wenigsten erlitten habe. In Deutschland werden die Viehseuchen oft, in Frankreich häufig herrschen und in Holland zu Hause seyn.

A. Die Holländer werden immer (verhältnißmäßig der Zahl) die meisten Kranken und die mehresten Todten zählen.

B. In Deutschland werden die Viehseuchen öfters ausbrechen, jedoch weit gelinder seyn, als in den übrigen Staaten, wenn auch die nämliche Seuche, die nämliche Krankheit regieret.

C. Frankreich wird itzt und in Zukunft viele Thiere an brandigem Halsweh, der Blutruhr, die meisten aber an der Entzündung der Eingeweide, der Lunge und des Bauches verlieren.

Sechs-

Sechszehnter Abschnitt.

Von den Grenzen der Seuchen.

§. 1.

So weit sich bisweilen der Zirkel der Seuchen erstrecket, so setzt ihm die Natur seine Grenzen. Diejenigen, die nicht anstecken, sondern blos epidemisch sind, sind darinn so fest versperrt, daß sie außer dieser Linie keinen Punkt überschreiten können. Selbst die ansteckenden Seuchen verlieren ausser dieser Linie viel von der Heftigkeit ihres Giftes und seiner ansteckenden Kraft.

§. 2.

Auch in den kranken Grenzen haben die Seuchen nicht einerley Stärke: an einem Orte findet man viele, an dem andern wenige Kranke und Todte. Da sterben die Thiere schnell, dort dehnet sich das Uebel in die Länge, und das Vieh wird wieder gesund. Wer wollte es bey dieser Verschiedenheit rathen, die Thiere umzubringen?

§. 3.

Beyspiele können dieses beweisen: Herr Lentin, einer der besten Beobachter in Seuchen, sagt von der Plage, die im Jahre 1774 und 1775 im Hannöverischen unter dem Rindviehe herrschte, (Lentins Grundsätze gegen die Hornviehseuche. Götting. 1779.) daß sie mitten im Amte Winsen enstanden, wohin gewiß weder Hund, noch sonst etwas von angesteckten Orten hingekommen war. Der Viehstand zu Pattensen (einem Städtchen bey Hannover,) war in zwo Heerden getheilt, nämlich in die Steinthorheerde und in die Damnithorheerde. Die Steinthor-

thorheerde hatte den ganzen Sommer über im freyen Felde bey wenigem Wasser geweidet; die Dammthorheerde aber in den heißesten Tagen im Holze. Die erste war zu Ende des Novembers durch die Seuche bereits aufgerieben, da die Dammthorheerde noch durchgängig gesund zu seyn schien. Der Unterschied äußerte sich so deutlich, daß das Vieh eines Bürgers aus der Steinthorheerde, das mitten unter der Dammthorgemeinde ihrem Viehe stand, herausstarb, da sich diese Heerde noch ganz wohl befand.

§. 4.

Der Verfasser der Berliner Beyträge führt in seiner Abhandlung von den Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, Berlin, 1779, folgendes merkwürdige Beyspiel an. Hier sind seine eigenen Worte:

A. Man findet öfters einige Orte, wo das Vieh ohne alle gemeine Vorsicht dennoch unter den heftigsten Viehstaupen gesund bleibt, und von der Seuche nicht angegriffen wird.

B. Ich habe hierin auf meinem eigenen Gute, so ich anjetzt besitze, ein doppeltes merkwürdiges Beyspiel erlebt, welches ich dem geneigten Leser seiner Seltenheit wegen mitzutheilen nicht übergehen kann.

1. a. Im Jahre 1758 wurde das hiesige Dorf mit einem allgemeinen Viehsterben heimgesucht. Ich verlohr nicht allein mein sämmtliches herrschaftliches Vieh, sondern auch die Bauern und Einwohner behielten fast kein Stück am Leben.

b. Nur blos fünf Bauern, welche an einem Ende des Dorfes beysammen wohnten, wurden damit

mit gänzlich verschont, so, daß ihnen auch nicht einmal ein einziges Stück erkrankte.

c. Das Vieh dieser Bauern hatte mit dem andern Viehe einerley Weide und Trank genossen, war mit dem übrigen Dorfviehe, da solches bereits erkranket war, in einer Heerde beysammen gegangen. Ich habe auch nicht erfahren können, daß diese Bauern sich besonderer Präservativmittel bedient hätten, sondern sie ließen, gleich den andern, wie der gemeine Mann im Sprichworte zu sagen pflegt, den lieben Gott darüber walten.

2. a. Im Jahre 1765 hatte dieses Dorf ein gleichmäßiges Schicksal, dergestalt, daß sowohl mein eigenes, als auch das sämmtliche Dorfvieh aufs neue verloren gieng.

b. Diejenigen fünf Bauern aber, die das erstemal von Viehseuchen frey geblieben waren, wurden auch dießmal von dem Würgengel übergangen. Es erkrankte ihnen abermal kein einziges Stück, sondern sie erhielten ihr sämmtliches Vieh gesund.

c. Alle Umstände, die ich bey dem ersten Viehsterben in Ansehung dieser fünf Bauerhöfe bemerkt habe, waren auch in diesem zweyten Unglücksfalle eben dieselben, und es kam noch hinzu, daß einige von diesen Bauerhöfen nicht mehr die vorigen Besitzer hatten, sondern in dieser Zwischenzeit schon an andere vergeben waren. Diese verschonten fünf Bauernhöfe sind nicht vom Dorfe abgerissen, sondern sie hängen mit den andern in einem Striche zusammen, nur daß sie am Ende des Dorfes beysammen, zwey rechter- und drey linkerhand liegen, und von einem doppelten Fahrwege geschieden sind.

3. Sechs Jahre, bevor Herr Lentin, und zehn Jahre, ehe der Verfasser der Berliner Beyträge ihre Bücher herausgegeben haben (schreibt Wolstein,) wurde ich davon überzeugt. Es war im Monat Oktober 1770, als ich von der Königl. Vieharzneyschule in Paris nach Champagne und Bourgogne geschickt wurde, einer heftigen Viehseuche Einhalt zu thun, die in diesen Provinzen herrschte.

4. a. Zu Vergigny, einem Dorfe nahe bey der Stadt St. Florentin, war die Hornviehseuche nicht nur am heftigsten eingerissen, sondern auch im höchsten Grade kontagiös. Sie bestand in einer brandigen Lungenentzündung, welche einige Thiere in 30 Stunden, andere in 3 oder in 4 Tagen tödtete, und die weniger gefährlichen den 9ten oder 10ten Tag ums Leben brachte. Dieses Dorf hatte beynahe seine ganze Heerde verloren, ehe ich dahin kam. Tausend Schritte davon war ein Dörfchen, das höchstens zwölf Bauern bewohnten, und das ich nicht mehr zu nennen weiß, in diesem waren alle gesund.

b. Die Hirten kamen zusammen, die Thiere weideten neben einander, sie soffen aus einem Bache, die Bauern giengen in eine Kirche, sie trunken in einer Schenke, und dennoch wurde in dem kleinen Dorfe kein einziges Thier angesteckt. Dieser Umstand setzte mich und meine Grundsätze über die Seuchen, die ich mir so mühsam erworben hatte, in die größte Verlegenheit. Ich zweifelte, ich glaubte, ich suchte, ich sahe mich in der Irre, und wußte nicht, wo ich war. Meine Schriften, meine Bücher, meine eigene Meinung und die Meynungen anderer Leute, kurz, alles, was ich fragte, verführte mich, bis ich die Natur zu Rathe zog.

c. Nichts

c. Nichts, als ein kleiner Bach, auf den eine Anhöhe folgte, zeigte mir einen Unterschied zwischen beyden Oertern. Ich habe diese Anhöhe hundertmal überschritten, ehe ich den Unterschied fand; allein die Tiefe unter derselben war es, die die Thiere in Vergigny tödtete.

d. Ein ähnliches Beyspiel lag vor den Augen der Einwohner Wiens. In Grafendorf tödtete die Seuche den Einwohnern fast alles Vieh, in Stockerau kein Stück; diese beyden Oerter sind nicht nur nahe beysammen, sie sind sogar an einander gebauet. Was bey dieser Seuche geschah, ist bey allen Seuchen geschehen; allein niemand hat es bemerkt. Es ist noch keine gewesen, wo nicht Dörfer, Häuser, Gegenden, die von Viehpesten umringt waren, dennoch frey geblieben sind.

e. Die kranke Konstitution konnte diese kleine Anhöhe nicht ersteigen, ihre Kräfte waren zu schwach; deswegen befanden sich die Thiere ausser Vergigny gesund.

§. 5.

Nach dieser wichtigen Entdeckung, die Hr. Wolstein nicht in einem Tage machte, entschloß er sich auf der Stelle, die Lage aller übrigen Oerter zu untersuchen. Sein Eifer war so groß, daß er alsogleich nach St. Florentin ritt, um diese Gegend zu untersuchen, und alles zu betrachten, was da zu bemerken seyn würde. In dieser Stadt herrschte die nämliche Seuche; allein sie steckte nicht an, und tödtete nur wenig Thiere. Sie lag fast eben so hoch, als das kleine Dörfchen; allein ihre Lage war flach, und die Viehweiden etwas tiefer.

§. 6.

1. Von der Stadt St. Florentin bis zu dem Dorfe Flogny waren alle Heerden in den Zwischendörfern gesund, und von da bis Chichée Tonnerre und den umliegenden Gegenden wieder sehr viele krank. La Chapelle war angesteckt, Maligny aber nicht, obgleich beyde einander sehr nahe, und in nichts als in der Lage verschieden waren.

2. In allen kranken Oertern hatte das Vieh die Lungenentzündung. Bey denjenigen, welche einige Wochen vorher stark gehustet hatten, ehe sie das Seuchenfieber ergriff, fand ich allemal eine mehr oder weniger harte und blasse Lunge, wenn sie geschlachtet wurden; starben sie an der Seuche, so behielt zwar dieses Eingeweide seine Festigkeit, allein es hatte die blasse Farbe verloren, und durch die Entzündung eine tiefbraune erhalten; bey allen aber, die gehustet hatten, bevor sie die Krankheit überfiel, war die Lunge jederzeit mehr oder weniger schwarz und brandig, nachdem sie früher oder später umgestanden waren.

3. Diejenigen Thiere also, welche die Leute in den kranken Orten für gänzlich gesund ansahen und jedermann für gesund halten mußte, weil sie frassen, Milch gaben, wiederkäuten, nicht husteten, alle körperliche Verrichtungen frey und gesund ausübten und folglich keine Krankheit verriethen; alle diese, sage ich, lernte ich, nachdem ich einmal die Lage der kranken Gegenden erforschet hatte, von dem wirklich gesunden Vieh nach und nach so gut unterscheiden, als die Weiber die Eyer von ihren Hühnern kennen und zu bestimmen wissen, welche Henne dieses, und welche jenes gelegt hat. Die Kennzeichen, die **Wolstein** sich gesammelt hatte, mach-

machten ihn so dreiste vorauszusagen: dieses Thier ist vollkommen gesund, dieses ist der Seuche nahe, jenes hat sie schon. Es waren folgende, der Leser kann sie greifen, und in ähnlichen Fällen zu seinem Nutzen verwenden.

Siebenzehnter Abschnitt.

Neue Zeichen, durch welche man erkennen kann, wie die kranke Zeit auf die Körper der gesunden Thiere wirkt, und auf was man zu sehen hat, um bestimmen zu können, ob sie gesund sind, oder nicht.

§. 1.

Bey allen Thieren, welche die kranke Konstitution zur Seuche vorbereitet hatte, bemerkte Herr Wolstein folgende Zeichen:

1. Das Weisse im Auge war in seinem Umfange matt; man sahe keine, oder nur sehr wenig Adern darinnen, die rothes Blut enthielten, das Augenfeuer war erloschen, und die Theile waren todtenfarbig.

2. Die Haare auf dem Rücken stunden mehr als gewöhnlich gerade; sie hatten keinen gesunden Glanz, es schien als ob die Thiere eine Art von Schauer empfänden; es fehlte ihnen an Lebenskraft, am wahren thierischen Muthe.

3. Das Zahnfleisch, der Gaumen, die Zunge, die innere Nasenhaut sahen bleichsüchtig aus; eben diese Farbe bemerkte ich bey den Kühen inwendig in der Schaam, und bey den Ochsen an der innern Haut des Afters, wenn sie den Koth absetzten.

4. Wenn alle diese Theile bleich und todtenfarbig wurden, so verfielen die Thiere in Husten, sie bekamen einen geschwinden und harten Puls, und dem Ansehen nach eine bessere Miene.

A. Die Augen, die Zunge, das Zahnfleisch, die innere Haut des Afters wurde etwas röther, die Blutgefässe mehr gefüllt, und weit sichtlicher als zuvor, ehe die Thiere zu husten anfiengen. Diese Zeichen bemerkte ich so lange, bis sich ein Schauer einfand.

B. Dieser Schauer war der erste Zufall der Seuche. Nach dem Schauer entstand das Fieber, das Weisse in den Augen wurde roth, das Vieh fieng an zu thränen, zu geifern, das Wiederkäuen hörte auf, es legte sich nicht mehr nieder, die Milch verminderte sich, und es starb im Monat November und Dezember aufs späteste am zehnten oder zwölften Tage, wenn es bis dahin nicht besser wurde. Vor meiner Ankunft starben sie früher, vermuthlich weil damals die Hitze gröfser war.

C. Das Fleisch der sogenannten gesunden Thiere, die sich in dem kranken Zirkel befanden, war leicht, sobald man es von der Haut entblöste; die Wunden, die man darein schnitt, bluteten nicht viel, so lange die Thiere lebendig waren: die Eiterbänder (Setacea) die ich ihnen zog, überzeugten mich davon. Allein das Fleisch wurde roth, nachdem es die Luft eine Weile berührt hatte; dies geschah sowohl bey den lebenden, bey den geschlachteten, als bey den Thieren, welchen die Seuche das Leben nahm.

§. 2.

§. 2.

1. Die Thiere hingegen, die ausser dem kranken Zirkel waren, hatten kein einziges von diesen kränklichen Zeichen, man mogte sie lebendig betrachten, oder bey den Fleischhackern ansehen, wenn sie geschlachtet wurden.

2. Diese Kennzeichen lehrten **Wolstein**, die gesunden Thiere von den kranken zu unterscheiden; sie zeigten ihm die Eindrücke der kranken Konstitution, die Gränzen, wie weit sie sich erstreckte, und wo sich die gesunde anfieng.

Note.

Diejenigen, die sehen und beobachten wollen, können diese Wahrheiten in ähnlichen Fällen nützen, und diejenigen, die das Beil anrathen, wohl in Erwägung ziehen.

§. 3.

Von der Beschaffenheit und von dem Zustande, welche der thierische Körper, seine festen und flüßigen Theile von den wirkenden Ursachen empfangen, hängt die Natur der Seuche, die Natur des Giftes, die Gefahr, der gute und schlimme Ausgang dieser Plagen ab.

§. 4.

Nichts zeiget die Gefahr und die Verschiedenheit des Ausganges deutlicher, als die Pockenseuche der Schafe.

1. A. Entstehen die Pocken bey gesunder Witterung für die Schaafe, und reissen sie schnell unter diesen Thieren ein, ohne daß die kranke Zeit die Körper, die Säfte, den guten Zustand der Thiere verändert, so sind die Pocken ohne alle Gefahr; ist hingegen

B. die

B. die Witterung lange vorher feucht, neblicht, naß, veränderlich, dampfig und warm gewesen, hat der Mittagswind oft gewehet, ehe die Seuche ausbrach, dann bekommen die Schaafe wässerige, faule, zusammenrinnende, bösartige Pokken, das Uibel wird alsdenn für die Heerden giftig, die den kranken Zirkel bewohnen, oder die kranken Thiere berühren, und nur wenige retten ihr Leben; weil die kranke Konstitution den übrigen vor dem Ausbruche der Seuche die Gesundheit, den körperlichen Zustand und die Säfte verdorben hat.

2. Blos diese letztern Umstände verändern die Natur und die guten Eigenschaften der Pocken; ohne dieselben würde die Seuche, das Gift und die Krankheit gutartig seyn, und nur wenige Thiere tödten.

§. 5.

1. Wie es sich mit den Schaafpocken verhält, so verhält es sich mit allen übrigen Seuchen und Kontagionen, die die Säfte verderben. Ich schliesse hier keine Art, keine Gattung, kein einziges Geschöpf aus.

2. Doch sind die grausamsten Pesten noch nie so grausam gewesen, alle Thiere zu tödten, die sie ergriffen haben: nie hat eine von diesen Plagen, in irgend einem Orte der Welt, das Hausvieh überhaupt angefochten: nie eine auf junge und alte Thiere, auf verschiedene körperliche Konstitutionen mit gleicher Stärke gewirket. Uiberfällt die Seuche die starken mit heftiger Gewalt, so wirkt sie auf die schwachen gelinder; bringt sie die alten um, so erhalten viel junge ihr Leben.

§. 6.

§. 6.

1. Was **Wolstein** hier vom Alter, vom Geschlecht, von der Leibesbeschaffenheit, von dem körperlichen Zustande der Thiere sagt, ist nicht minder von der Art und Natur der Seuchen, von der Jahrszeit, der Witterung, dem Ort, der Gegend, der Lage der Ställe und Weiden, dem Verhalten ꝛc. zu verstehen, und auf das genaueste zu erwägen.
2. Alle diese Umstände verändern die Seuchen; jeder davon trägt bey, daß eine und die nämliche Plage in diesem Orte viel, in jenem wenig Thiere tödtet, daß in diesem Hause alle, in jenem gar keins stirbt; daß sie in dem einen Dorfe oder Orte eine giftige Kontagion, eine wahrhaft ansteckende Pest, im andern eine gemeine Seuche ist.
3. So lange die Menschen den Namen dieser Krankheit kennen, hat die Natur keine andere, als diese Sprache geredet. Man verehre ihre Stimme, und rede der Erfahrung nach.

§. 7.

1. Die Seuche, die **Wolstein** im Jahr 1770, auf Befehl der königl. Viehartzneyschule zu Paris, in Champagne und Bourgogne beobachtet hatte, war in Vergigny kontagiös; die Haut, das Fleisch, die Materie die den Kranken aus der Nase floß, steckte die Gesunden an, da er ihnen mit dem einen oder dem andern von diesen Theilen ein Haarseil ins Fächergewebe zog.
2. In der Stadt St. Florentin, in la Chapelle, Flogny war diese nämliche Seuche eine bloße Epidemie; weder die Materie aus der Nase, weder das Fleisch, noch die Haut, die er in diesen Oertern von den Kranken nahm, vergifteten die Gesunden, da er sie ihnen einimpfte.

§. 8.

§. 8.

Welche Thiere soll man also tödten, welchen das Leben lassen, wenn eine Seuche ausbricht? Wer soll die Ausnahme machen?

Aerzte, bedenkt was ihr thut, ehe ihr dieses Mittel vorschlaget! Eigenthümer, überleget es wohl, ehe ihr fremde Methoden nachahmet.

Die Keule schlägt nicht die Seuchen, sie schlägt die Thiere todt.

Suscipiant votum, devoto corde dicatum,
Unde vigens Dominus possit habere pecus.

Nachricht von dem königl. böhmischen Landesgubernium d. d. 3. Jänner 1797, wegen der in dem angränzenden Pfalzbayern ausgebrochenen Hornviehseuche.

Der Prager öffentliche Lehrer der Thierarzney, Herr D. Tögel, hat der k. k. böhmischen, ökonomisch-praktischen Gesellschaft folgende Belehrung, zur Vorbeugung und Abwendung dieses Uibels vorgelegt, die zu jedermanns Kenntniß und Befolgung der k. k. Oberpostamtszeitung in dem 28. Stücke beygedruckt worden ist.

1. Die Ställe, in denen mit der Seuche behaftet gewesenes Vieh gestanden hat, müssen auf das beßte gereiniget, der Dung tief unter den andern Dung vergraben, das Holzwerk mit siedender Lauge einigemale abgebrühet, und die Stricke, an denen selbiges angebunden war, verbrannt werden.
2. Kein Stück Vieh, das wieder genesen ist, darf eher aus dem Stalle, in welchem sich selbes krank befand, kommen, bis es gänzlich gesund ist; bis nämlich seine Augen nicht mehr triefen, die Nase

nicht

nicht mehr roţet, und das Maul nicht mehr geifert, bis die Schnauze von Geschwüren, und der Körper vom Ausschlage völlig geheilt ist. Eben so wenig soll derjenige, welcher das kranke Vieh gefüttert, gewartet und gepfleget hat, eher unter das gesunde Vieh gehen, bis er gar keine Spuren der Krankheit mehr gewahr wird. Zu noch mehrerer Sicherheit wird es gut seyn, wenn er seine dabey getragenen Kleidungsstücke einige Tage auf dem Boden gut auslüften läßt.

3. Ehe das gesund gewordene Stück in seinen vorigen Stall eingestellet wird, muß es mit lauem Wasser über den ganzen Körper rein abgewaschen, mit Strohwischen gut abgerieben und getrocknet werden. Damit es sich von seiner Krankheit bald wieder erhole, und keinen Rückfall bekomme, wird ihm täglich zweymal das Maul mit gesalzenem Essigwasser auf folgende Art gut ausgewaschen:

℞. Man nimmt 1 Maas Wasser, 1 Seidel Essig, und 3 Löffel voll Salz, mischet alles unter einander, bindet dann einen leinenen Lappen fest an einen hölzernen Stab, taucht selben in das Essigwasser ein, und fährt damit zu wiederholtenmalen dem Viehe ins Maul. Wann diese Reinigung nicht mehr nöthig ist, wird der Stab sammt dem Lappen verbrannt. Die Augen und die Nasenlöcher werden mit einem andern weichen Lappen und reinem frischen Wasser alle Stunden, oder wenigstens alle zween Stunden, abgewaschen, und von dem anklebenden Schleime gereiniget.

4. Wird dem Viehe öfters des Tages Mehl- oder Kleyenwasser zum Trinken vorgehalten, oder dann und wann eine Schnitte Brod, in Bier geweicht und mit Salz bestreut, in den Schlund gesteckt,

steckt, zum Futter aber nichts, als gebrühtes Gesode (Heckerling) mit abgekochten Erdäpfeln, Krautstrünken, gelben oder weissen Rüben, Mehl oder Kleyen gemischt, gegeben. Aber auch von diesem muß ihm nicht zu viel auf einmal vorgelegt werden, damit es seinen Magen nicht überlade, und neuerdings krank werde.

5. In den Stall des kranken Viehes, darf auch nach geschehener Reinigung nicht sogleich gesundes Vieh gelassen, sondern es müssen wenigstens 14 Tage vorher Schafe oder Pferde eingestallet werden.

Nur unter dieser Vorsicht wird der Eigenthümer sein übriges Vieh erhalten, und die Seuche aus dem Hause bringen.

6. Sollte, dieser Vorsorge ungeachtet, dennoch neuerdings ein Stück Vieh erkranken, und die nämlichen Zufälle zeigen, welche die ersten kranken Stücke hatten: so ist zu vermuthen, daß schon das ganze Vieh im Stalle angesteckt, und keines mehr ganz gesund sey, wenn es auch vollkommen gesund zu seyn schiene. Bey solchen Ereignissen müßte dann die Sorgfalt des Eigenthümers verdoppelt, und alles scheinbar gesunde Vieh als kränklich angesehen, und nach der folgenden Vorschrift behandelt werden:

A. Das neuerkrankte Vieh müßte unverzüglich von dem übrigen abgesondert, in einer Scheune, Schuppen, einem Pferde- oder Schafstalle untergebracht, mit guter Streu, eigenem Futter- und Trinkgeschirre versehen, und von einem eigenen Wärter gepflegt werden.

So wie es in dem bestimmten Orte anlanget, wird ihm alsogleich ein Stück rauhen Bandes

oder

oder Tuchendes durch den Halslappen gezogen, mit gestossenem Pfeffer oder Ingber bestreut, oder mit frischem Knoblauch, oder Zwiebel gut bestrichen, und bis zur völligen Wiedergenesung in der Haut gelassen. Täglich muß es ein oder ein paarmal hin und wieder gezogen, und die daraus fliessende Materie mit lauem Wasser abgewaschen werden. Gleich darnach wird

B. der ganze Körper mit Strohwischen kräftig abgerieben, und diese Operazion des Tags wiederholt. Während dieser Zeit wird folgender Trank bereitet, und dem kranken Viehe eingegossen:

R. Nimm Asche von hartem Holze 2 Hände voll, grob geschnittene Erlenrinde 1 Hand voll, koche diese zusammen in 3 Maas Wasser eine Stunde lang, rühre selbe öfters um, seige alsdann 3 Seidel davon durch einen leinenen Lappen ab, und löse, unter beständigem Umrühren, ein Stück schwarze Seife, etwa von der Größe einer wälschen Nuß, darinn auf. Wenn das ganze größtentheils abgekühlt ist, so schütte es dem Vieh milchlau nach und nach durch das Maul ein.

Dieser Trank wird dem kranken Vieh dreymal des Tages gegeben, und so lange fortgesetzt, bis gelindes Laxiren erfolget. Sobald dieses entstehet, wird sogleich damit ausgesetzt, und dem Vieh nichts, als dicke Mehltränke, oder Suppen von abgekochten und zerrührten Erdäpfeln, zum Trinken gegeben. Das harte Futter wird ihm gänzlich entzogen.

Zeigt es Neigung zum Fressen, so wird ihm dann und wann eine Hand voll weiches Futter

vorgelegt, nie aber das Geringste in den Barren gelassen, denn es erzeuget Ekel.

Zum Trinken muß nach Genüge, aber nie kalt, gegeben werden. Je mehr das kranke Vieh trinkt, desto glücklicher kömmt es davon.

C. Nach jedesmaligem Eingeben wird das Maul mit gesalzenem Essigwasser auf die oben beschriebene Weise ausgewaschen. Das Nämliche muß mit den Augen und der Nase geschehen, wenn diese zu rotzen und jene zu thränen anfangen. Das Reiben mit Strohwischen wird durch die ganze Zeit täglich fortgesetzet.

D. Wenn sich die Krankheit bricht, und das Vieh besser zu werden anfängt, dann wird es wieder wie oben behandelt.

E. Sollte bey diesem Benehmen dennoch ein Stück eingehen; so muß es, sobald wie möglich, fortgeschaffet, 6 Schuhe tief vergraben, die Haut auf der Stelle mit Asche oder Kalk bestreuet, und erst dann, wann sie ganz trocken ist, zum Gerben gegeben werden.

F. Dem scheinbar noch gesunden Viehe wird entweder Steinsalz nach Genüge zum Lecken, und nach jedesmaligem Lecken sattsam zu trinken gegeben, oder eine Hand voll Kochsalz mit einem Löffel voll gestossener Wachholderbeere, und einer Hand voll Kleyen oder Mehl gemischt, unter das Futter gemengt, oder früh nüchtern zum Lecken in den Barren gestreut, oder anstatt dessen dreymal in der Woche ein Maas Lauge in den Trank geschüttet.

Fri-

Frisches Erlenlaub, mit Salzwasser besprenat, und täglich eine Hand voll allein, oder unter dem Futter gegeben, ist gleichfalls ein gutes Vorbeugungsmittel wider die Seuche.

6. Das bisher beobachtete Gebot, Niemanden, der aus der Gegend kömmt, wo sich krankes Vieh befindet, unter was immer für einem Vorwande, in einen Viehstall gehen zu lassen, mit Rindvieh in Orte der erwähnten Gegend zu fahren, dann keine frischen Häute zu kaufen, oder auch ungeschmolzenes Unschlitt aus solchen Orten, muß nicht nur fernerhin, sondern auch und zwar vorzüglich gegen das Frühjahr, mit doppelter Strenge beobachtet werden.

In der Waltherischen Hofbuchhandlung sind folgende neue ökonomische Schriften zu haben:

Mehlers, Johann, Abhandlung über eine kleine Landwirthschaft; oder Beantwortung verschiedener zergliederter wirthschaftlicher Fragen, mit Tabellen, gr. 8. 1793. 15 kr.

Ebendesselben gründliche Ursachen von dem blühenden Zustande des Englischen Ackerbaues, verschiedenen Hindernissen desselben in andern Gegenden und der vortheilhaftesten Abwechselung der Feldfrüchte. Nebst einer Zeichnung und Beschreibung eines neuen Englischen Pfluges, mit Kupf. gr. 8. 1796. 24 kr.

Ebend. Landwirthschaft des Königreichs Böhmen, nach Grundsätzen und Erfahrungen abgehandelt. Erster Band in 2 Theilen, enthaltend die sämmtlichen Böhmischen Ackergeräthe, die Eigenschaften und Klassen der ökonomischen Erdarten, Bearbeitung, Düngung, Besäung und Aerndte der Felder im flachen Lande, im Mittel- und hohen Gebirge ꝛc. 2te Auflage, gr. 8. 1795. mit 36 Kupf. in Folio, 3 fl. 30 kr.

Ebend. Landwirthschaft des Königreichs Böhmen ꝛc. 2ter Band in 5 Theilen; enthaltend die Fortsetzung des Böhmischen Ackerbaues, als 1) alle Waizen- Roggen- Gersten- und Haferarten; 2) Hülsenfrüchte, knollige Wurzelgewächse und Mangolde; 3) Handels- oder Gewerbspflanzen und künstliche Futterkräuter; 4) die Kohlarten, Möhren und Weinreben; 5) die in Aeckern wildwachsenden und dem Ackerbaue mehr oder weniger schädlichen Pflanzen, gr. 8. 1795. mit 50 nach der Natur gezeichneten Kupfern und lateinischen Benennungen des Ritters Linné, in Fol. 5 fl.

Ebend. Landwirthsch. des Königr. Böhmen ꝛc. 3ter B. in 8 Theilen, als 1) der Wiesenbau; 2) die Viehzucht; 3) die Federviehzucht; 4) die Bienenzucht; 5) der Seidenbau; 6) der Fischfang und Teichbau; 7) die Forstwissenschaft und Jagd; 8) Zeichen der künftigen Witterung, gr. 8. 1797. mit 11 Kupf. in Fol. 3 fl. 45 kr.

Ebend. Landwirthsch. des Königreichs Böhmen, 4ter und letzter B. Enthaltend die Obstbaum- und Küchengärten; das Brandweinbrennen; die Steinkohlen; erdpechartige Hölzer und den Torf; das Ziegel- und Kalkbrennen; die Gewinnung des Eisens; das Glasmachen; die Potasche und Salpetersiedereyen; Handlung, Fabriken und Manufakturen. Nebst den Mitteln die Theurung des Getreides zu verhindern, gr. 8. 1798. mit 20 Kupf. in Folio. (unter der Presse.)

Riem's neue Sammlung ökonomischer Schriften, 13 Theile mit K. 8. Dresden, 1792-97. 12 fl. 15 kr.

Unterricht und praktische Anleitung zum Straßenbau, gr. 8. Dresden, 1798. 24 kr.

Paulet's Geschichte der Viehseuchen, nebst deren Behandlung und Kur. Aus dem Franz. übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Dr. G. L. Rumpelt, Thierarzt, 2 Theile, gr. 8. Dresden, 1778. 2 fl. 30 kr.